Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 44 — Marburg i. H., den 29. Oktober — 1908

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Buße und Evangelium — Eine neue Reformationsgeschichte (Brieger) — Evangelische Bundestage in Braunschweig — Sollen die Gemeinschaften in der Kirche bleiben? — Parteien und Parteisinn, ihr Recht und ihr Unrecht (Seeberg) — Die türkische Konstitution und die christlichen Kirchen. 3. Die griechisch-orthodoxe und die bulgarisch-orthodoxe Kirche — Verschiedenes: Die innere Entwickelung der deutschen Gemeinschaftsbewegung 1906 und 1907 (Fleisch); Ueber Pfarrer Kutters Christentum und Sozialismus (Teutenberg); Unser Amt in unserer Zeit (Oehninger); Der Pfarrer und die soziale Frage (Traub); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Buße und Evangelium

Zum Reformationsfest

Die erste von Luthers 95 Thesen lautet: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tut Buße usw., hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll." Mit Buße haben auch Johannes der Täufer und Jesus selber angefangen; und die Reformatoren, denen ein anderes Gefühl als dieser Ernst die innere Stoßkraft hätte geben sollen, wären wohl rettungslos der Frivolität verfallen gewesen. Der Prophet und der Bußprediger gehören einmal zusammen.

Aber wie sehen diese Büßer aus? — Es gab wohl Viele in Palästina, die schwer darunter litten, wie es unter ihnen und in ihnen bestellt war. Sie seufzten und quälten sich mit der Sünde und machten Anläufe dagegen, denen von vorn herein die Siegeshoffnung fehlte. Geängstigte und zerschlagene Herzen; tausendmal besser als die Oberflächlichen, die denselben schlimmen Weg ohne Gewissensbisse gehen konnten; aber noch keine rechten Büßer.

Der Täufer sah anders aus. Er war kein gebrochener Mann. Sein Auge war voll Feuer, sein Haupt hoch und seine Seele voll Kraft; und doch ein Büßer, so ernst wie kein anderer. Was aber seiner Buße die ungeheure Wucht gab, das war, daß eben sein Herz sich wirklich umwandelte, daß eine neue Kraft in ihm lebte und das Alte niederiß, daß Gott in sein Leben getreten war. In ihm hatte das, was werden sollte, Gewalt gewonnen. „Tut Buße, — denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." — So sah der rechte Büßer aus. — — Noch heller klingt dasselbe Bußwort bei Jesus, und Luther hat seine Bußpredigt erst vor der großen Welt hören lassen, als ein freudiger Ton sie trug. Solange er im Kloster sich quälte, solange war er der rechte Büßer nicht; das wurde er erst, wie er mit der Verzweiflung brach und frei und trotzig in Gottes Gnade stand.

Jesus sagt: „Wenn ihr fastet, so sollt ihr nicht sauer sehen, . . . wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht." Wir verstehen das noch in einem anderen Sinn, als er es ursprünglich meinte: Wenn du Buße tust, so sollst du Morgenluft atmen, sollst du ergriffen sein von deinem Gott; wenn du dich auf dein besseres Selbst besinnst, so sollst du dich aufrichten; du sollst merken, daß in der Buße deine Seele wieder gesund und stark und frei wird; wenn du dich deinem Gotte wieder zuwendest, so soll dein Auge leuchten. Das sieht der himmlische Vater lieber als Asche und Kleinmut. Wenn dein Gewissen dich niederbeugt, so sollst du Gottes Gnade finden.

Der Gedanke soll unser Stern sein, wenn wir uns wieder durch die Dunkelheit durchringen und durchkämpfen müssen, —

der Gedanke der Reformation, daß es nun zusammengehört und daß keine Macht noch Gewalt es in unserer Seele auseinanderreißen kann: Tut Buße und glaubt an das Evangelium.

K S

Eine neue Reformationsgeschichte

Von Ullsteins Weltgeschichte, herausgegeben von Pflugk-Harttung, behandelt der zuerst erschienene vierte Band: Das religiöse Zeitalter, 1500—1650.*)

Die Darstellung war unter mehrere Forscher verteilt worden, der Band bildet daher kein einheitliches Ganzes und enthält auch sehr Ungleichwertiges. Recht unbefriedigend und offenbar schon mit sinkender Kraft geschrieben ist die Darstellung der Gegenreformation von Zwiedinek-Südenhorst. Als das Bedeutendste ist mir — neben der Renaissance von Karl Brandi — Die Geschichte der Reformation von Theodor Brieger erschienen, und von diesem letzteren Teile, als dem für die Leser dieser Zeitschrift am meisten in Betracht kommenden, sei auch allein hier die Rede.

Soweit der Raum es zuließ, gibt dieser Teil eine möglichst erschöpfende Darstellung dieser unermeßlich reichen Zeit, indem Unwesentliches bei Seite gelassen und nur das Wichtige herausgehoben wurde. Die Darstellung ruht sicher verankert auf dem Grunde von Rankes Forschung; in Rankes Geiste hat Brieger selbst weiter geforscht und hat mit ruhig abwägender Gerechtigkeit aus dem Gewirr der streitenden Stimmen die Wahrheit zu erlauschen versucht. Brieger unternimmt ganz ehrlich, streng objektiv zu sein; das Bild, das er zeichnet, wird aber angenehm belebt durch die Lichter eigener lebhafter Teilnahme und ehrlicher Freude an dem, was die Reformation eigentlich bedeutet. Brieger hebt mit starker Betonung im Anfang hervor, daß von Luther ein neues Zeitalter zu datieren ist, weil in Luther etwas wirklich völlig Neues hervortrat, während Alles um ihn noch Mittelalter war. Dieses Neue ist die Erkenntnis, daß der Einzelne im Verhältnis zum Reiche Gottes nicht mittelbar, sondern unmittelbar ist, daß das geistliche Hörigkeitsverhältnis, in dem der herrschende Priesterstand die Menschen hielt, nur auf einer ungeheuren Usurpation beruht, daß der Christenmensch frei sei, daß auf Grund dieser Freiheit er das Recht habe, die Beziehung zu seinem Gotte vollkommen frei und individuell zu gestalten, daß die Monopolwirtschaft, welche der Klerus bisher

*) Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Herausgegeben von Professor a. D. Archivrat J. v. Pflugk-Harttung, unter Mitwirkung von Proff. Drr. Beloch, Bezold, Brandi u. A. In 6 Bdn. Berlin, Ullstein u. Co. 4. Band: Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500—1650. 668 S. mit vielen Bildern. 1907. 16, geb. 20 Mk.

mit den Sakramenten getrieben hatte, ein Trug war, daß mit einem Worte der Glaube allein vor Gott gerecht mache, daß Gott nicht ein ewig zürnender und ewig heischender, sondern ein liebender gnädiger Gott sei, und daß der ganze unermeßliche Sühneapparat, den die katholische Kirche zur fortwährenden Entsündigung der Menschheit im Betrieb erhält, und auf dessen Wirksamkeit ihre Herrscherstellung eigentlich beruht, nur dadurch möglich war, daß die eine Grundtatsache von der Gnade Gottes und von dem Sühnetod Christi mehr und mehr der Menschheit verhüllt worden war.

Dieser Gedanke war in der Tat eine Art neuer Offenbarung und wirkte wie eine Offenbarung. Er wurde von Luther in seiner herrlichen Geniezeit verkündet, d. h. in der Zeit, da er noch ganz und gar unbeirrt und unbeeinflußt war von Rücksicht irgend welcher Art, und dieser Gedanke hat die Menschen gepackt mit unwiderstehlicher Gewalt. Brieger zitiert das Wort eines sächsischen Edelmanns aus dem Jahre 1521, der sagte: „Ich acht, Doktor Luther habe der Deutschen Vernunft erwecket." Er fährt dann fort (S. 285):

Man hatte eine beispiellos dastehende Vereinfachung der Religion erlebt: Der Schutt von mehr als einem Jahrtausend war hinweggeräumt: herausgehoben aus dem Dunkel übernatürlicher Wirkungen von heiligen Handlungen und heiligen Dingen, befreit von dem Glanz und Pomp eines äußeren Zeremoniendienstes, erlöst aus dem Wirrsal von Vorschriften intellektueller, sittlicher, kirchlicher Art und so zurückgeführt auf ihren Kernpunkt, war die Religion jetzt nicht mehr eine harte Arbeit, die man im Vertrauen auf die Kirche leistete oder in noch größerem Vertrauen auf sie auch wohl unterließ, sondern eine in freier Selbständigkeit erworbene Gesinnung, und wer sie hatte, der wußte sich mit seinem Gotte im Bunde und betätigte sie ohne Zwang, ja ohne Vorschrift im Treiben der Welt, im Verkehr mit den Menschen. Von dieser lichten Klarheit hatten alle Empfänglichen einen Eindruck.

Wenn nun Brieger mit Recht in dieser frohen Botschaft, die Luther den Menschen brachte, dasjenige sieht, was den tiefsten Gegensatz gegen alles Bestehende begründete, so muß er doch auch zugeben, daß im weiteren Verlauf der von Luther geschaffenen Bewegung Vieles von diesem Ursprünglichen verloren ging, daß Luther doch eben nicht umhin konnte — sobald es sich darum handelte, der neuen Lehre Bürgerrecht zu verschaffen — an die bisherige Entwicklung anzuknüpfen und damit also dem Bisherigen auch Zugeständnisse zu machen; es kamen dann dazu die Gefahren, die der Widerstand der alten Gewalten, die Ausschreitungen der Radikalen mit sich brachten, so daß dann der wirkliche Fortschritt, den die neue Lehre bewirkte, im Vergleich mit den Aussichten, die die Zeiten der ersten Begeisterung brachten, nur gering war. Brieger setzt (S. 402) sehr klar auseinander, was der Reichsabschied von Augsburg 1555 eigentlich bedeutete, und sagt:

Gleichwohl hat die neue religiöse Idee, wie sie in Luther sich aussprach, sich erst ihrem ersten bescheidenen Anfange nach in diesem Fortschritt der Geschichte verwirklicht. Der „Glaube" Luthers, das Persönlichste und Freieste in der Welt, schloß seinem innersten Wesen nach jeden staatlichen Zwang aus. . . . Aber, das Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit, es flammt gleichsam nur auf — ohne zu zünden. . . . Die Aufgaben des Tages nötigten ihn, Realpolitik zu treiben. . . .

Dies führte dann, wie Brieger darlegt, zu einer „Verengung" der reformatorischen Gedanken und schließlich zu dem Frieden, der „in seinen Falten den Krieg", den dreißigjährigen Krieg barg. So stellt sich ihm die Zeit von 1517 bis 1555 nur als „der erste Akt in dem Drama der neueren Geschichte", die erste Phase des ungeheuren Kampfes dar, der ihren Inhalt macht, nämlich des Kampfes der Neuzeit selber mit dem Mittelalter. Die zweite Phase war dann die Zeit des dreißigjährigen Krieges und in der dritten Phase dieses Kampfes stehen wir heute noch mitten inne. Sie bereitete sich vor im achtzehnten Jahrhundert, das das Emporkommen des neuen Geistes in anderer Form sah:

Ideen, unabhängig vom Protestantismus, für deren Gedeihen aber er selber erst den Boden bereitet hatte, kamen ihm zu Hülfe und schärften ihm den Blick für Forderungen, die er bis dahin nicht zu ziehen vermocht hatte. Ein neues Leben durchströmte ihn. . . .

Aber auch sein alter Gegner war zu neuem Leben erwacht. In dem Kampf, der so in dem neunzehnten Jahrhundert anhob, handelte es sich um die höchsten Güter der Menschheit. Brieger sagt dazu (S. 413):

Wir können uns diesem Kampfe nicht entziehen, aber, wollen wir ihn recht führen, müssen wir auf ein Doppeltes bedacht sein. Das Erste ist, daß wir ihn führen in dem vollen Bewußtsein der inneren Ueberlegenheit, welche uns unsere Stellung gibt, und in Erfüllung der aus ihr für uns erwachsenden Pflicht: wir sind nicht, gleich den Vertretern des römischen Kirchentums, durch das Prinzip genötigt, dem Gegner wahre und echte Religiosität abzusprechen. Wir erkennen vielmehr gern und freudig an, daß die unverwüstliche Lebenskraft des Christentums auch in der uns feindlichen Kirche immer noch ungeahnte Bäche inneren Lebens fließen läßt, zumal auf germanischem Boden, den Luther auch für seine Feinde gefurcht und bewässert hat. Und diese Erkenntnis vermag unserem Kampfe die Weihe zu geben und das rechte Ziel zu stecken.

Den endlichen Sieg des Protestantismus aber können wir nicht wirksamer vorbereiten, als wenn wir vollen Ernst mit seinem Prinzip machen — in unserer eigenen Mitte. Es ist dies das Zweite, was uns am Herzen liegen muß: Arbeit im Inneren! Wie manche Ueberreste des Mittelalters haben wir da noch auszukehren, mit welchem Ernst und welcher Unerschrockenheit auch Konsequenzen zu ziehen, auf daß das Evangelium Martin Luthers „von der Freiheit eines Christenmenschen" mehr und mehr zur Wahrheit werde.

In diesem schönen Schlusse tritt Brieger ganz aus der Reserve heraus, die dem Geschichtsschreiber geboten ist, und wendet sich mit seinen Worten nicht mehr an die Allgemeinheit, sondern nur noch an die Anhänger Luthers und auch hier nicht an alle, sondern nur an diejenigen, welche auch Luther gegenüber nicht auf die Geltendmachung des von ihm selber verkündeten Grundsatzes verzichten. Die strenge Wissenschaft mag ihn darum schelten — die Christliche Welt wird ihm Dank wissen.

Richard Schwemer

Evangelische Bundestage in Braunschweig

Nach Canossa gehen wir nicht. Mit Begründung, Beleuchtung und Behauptung dieses Bismarcksatzes von der Höhe des Burgberges bei Harzburg durfte am 8. Oktober der Superintendent der Stadt Lüneburg die Jahrestagung des Evangelischen Bundes beschließen.

Vom 4.—7. Oktober hatte sie in Braunschweig stattgefunden, dieses Jahr im Unterschiede von anderen fast mehr Festfeier als Jahresgeschäft. Denn abgesehen von einer Verwaltungsfrage, die durch ihre persönliche Zuspitzung unliebsam war, hoffentlich aber ihrer Lösung entgegengeführt ist, verlief alles Geschäftliche fast wie selbstverständlich. Kein einziges Mal wurde nötig, den Zentralvorstand zusammenzurufen; kaum eine schwierige Sache gleich denen zu Dresden und Hamburg, zu Graudenz und Worms stand zur Verhandlung. Das Festliche aber war trefflich.

Eine Feststadt im Feierkleide, von einem blauen Himmel überwölbt, mit beachtenswerter protestantischer und kirchengeschichtlicher Vergangenheit, in ihrer Eigenart durch hübsche Artikel der Monatskorrespondenz und besonders der „Wartburg" (aus der Feder des Pfarrers Bücking) den Besuchern vorgezeichnet, nicht zu groß und nicht zu klein, volkreich und doch übersehbar, mit den erforderlichen Gasthäusern, mit vielen ausreichenden, zum Teil großartigen Versammlungsräumen, gefüllt von außerordentlich zahlreichen Teilnehmern aus Nähe und Ferne, von Mitgliedern und Gästen, die durch prächtige gesangliche Darbietungen verschiedener Chöre und Liedertafeln erfreut, durch eine Festvorstellung des herzoglichen Hoftheaters mit einem vollgedrückten und geschüttelten Maß von Wagners Minnesängern geehrt wurden, — so ist die 21. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Braunschweig glänzend verlaufen. Jene Canossafeier am Schluß wie die Bugenhagenfeier in der Mitte, bei der der Berliner Scholz dem Andenken des Organisators der braunschweigischen Kirche eine Ansprache widmete, hätten vielleicht noch imposanter gestaltet werden können, wenn wir von dem katholischen Teile deutscher Nation schon besser gelernt hätten, dergleichen in Szene zu setzen.

Vier Gottesdienste wurden in den riesigen, aber vollen Kirchen gehalten; es predigten gerne gehörte Geistliche, wie Költsch aus Chemnitz, des Geheimen Kirchenrats Meyer hochberedter Schwiegersohn, über Eph. 3, 21—23, Generalsuperintendent Köhler, der im Dome ein bemerkenswert nachdrückliches Zeugnis für Recht und Pflicht des Evangelischen Bundes ab-

legte, vernehmbar hoffentlich bis in die letzten Winkel von Kur- und Uckermark, Oberdomprediger Hermes aus Halberstadt, der sinnig und reich aus 2. Tim. 2, 3 die Mahnung zu leiden und zu tragen schöpfte, Heinrich Niemöller aus Elberfeld, der das Kreuz Christi, den heilergreifenden Glauben und das Wort Gottes als die drei unveräußerlichen Kleinodien der evangelischen Kirche aufwies. Dieser Vierklang war das würdige Eingeläut der Versammlung. An Begrüßungen fehlte es nicht, weder von Behörden noch von freien Vereinen. Herzlich wohltuend war gleich anfangs das Begrüßungswort des Vorsitzenden des Braunschweigischen Hauptvereins, Professor Viereck, des Mannes, auf dem ganz besonders die Last dieser Tage ruhte. Auch die Grüße der Behörden sind wohl höher zu veranschlagen, als der Hallesche Superintendent sie zu werten schien; des Ministers Spruch machte einen guten Eindruck, und die Ankündigung eines Festgeschenks braunschweigischer Kirchgemeinden zu Gunsten der Evangelischen Oesterreichs durch den Konsistorialpräsidenten fand den begründetsten Beifall.

Die großen Abend-Doppelversammlungen, von denen leider stets die eine Besuch und Genuß der andern parallelen ganz oder teilweise ausschloß, brachten durch ein knappes gutes Wort braunschweigischer Männer die derzeitigen und wohl auf absehbare Zeit dauernden Aufgaben des Evangelischen Bundes zur Darstellung, am Montag mehr die ideellen, am Dienstag die realen, wobei dann freilich das Grundsätzliche und dessen Verwirklichung stets wechselweise einander beeinflussen. In religiösen Dingen handelt es sich um Ueberzeugung, nicht um Unterwerfung, mahnte der sächsische Pfarrer Kröber aus Waldheim; und aus demselben Waldheim zeigte der Fabrikbesitzer Niethammer, wie es gelte, nicht sich um kleinlicher Meinungsverschiedenheiten willen in kirchlichen und politischen Dingen zu zersplittern, sondern einträchtig dem Gegner geschlossen entgegenzustehen, — also Ueberzeugungstreue und Einmütigkeit! Zum Abrüsten ist noch nicht Zeit, vielmehr zur Wehrpflicht, konnte aus leidiger Erfahrung der bayerische Pfarrer Fikenscher erhärten, und Hauptpastor Rode aus Hamburg setzte mit gutem Recht hinzu: Friedensreden tun es nicht; auf ernstes Wollen des Friedens kommt es an, so gewiß nur ein dauernder, nicht ein Scheinfrieden unserm Volke frommen kann. Also mannhafte Wehrhaftigkeit und doch ernstgemeinte Friedfertigkeit!

Schon in der Mitgliederversammlung des Dienstag Morgens hatten drei Redner sich über die protestantischen Verhältnisse und Bedürfnisse der deutschen Ostmarken verbreitet, Pfarrer Thomaschki-Königsberg über Ostpreußen, der posensche Oberlandesgerichtsrat Raddatz über Westpreußen und Posen, Pfarrer Müller aus Breslau über Schlesien. In allen diesen Landesteilen Preußens befindet der evangelische Teil der Bevölkerung sich in recht schwieriger Lage; am meisten fiel ins Auge, wie unter den Masuren mit Geld Propaganda gemacht werde. Das Projekt der Evangelisation unter den Polen hat man im allgemeinen als unzeitgemäß und unzweckmäßig abgelehnt. Am Abende behandelten Pfarrer Fischer aus Eger und der „unvermeidliche" Meyer, wie er sich selbst fröhlich nannte, das Gebiet der österreichischen evangelischen Kirche; jener in frischer, gelegentlich auch etwas entgleisender Rede, dieser nach einigen anfänglichen Proben seines Humors zu hohem Ernst sich erhebend, so daß solche, die hier nur Kurzweil erwartet hatten, nicht auf die Rechnung kamen. Daß „Los von Rom" nicht „Los von Oesterreich" heiße, hatte Fischer richtig betont. Wenn der österreichischen evangelischen Bewegung das rechte Verständnis ihrer geistigen Tragweite entgegengebracht wird, dann kann es ihr an den freilich nötigen Geldmitteln nicht fehlen. In der Parallelversammlung lenkte Pfarrer Paul-Lorenzkirch die Augen auf die außerdeutsche Diaspora, die evangelischen Auslandsgemeinden in Südamerika, Vorderasien, Aegypten und etlichen Orten Chinas und Japans. Die preußische Landeskirche der ältern Provinzen hat jetzt über hundert Adoptivkirchen. Von besonderer Bedeutung für jene weiten Gebiete ist nun der Deutsche evangelische Kirchenausschuß geworden. Ueber die deutsch-evangelischen Aufgaben in unsern Kolonien erstattete der frühere Missionsdirektor und jetzige Hallesche Theologieprofessor Haußleiter genaueren Bericht. Als Hauptschwierigkeiten bezeichnete er dabei die Neigung der katholischen Missionsgesellschaften, sich da niederzulassen, wo bereits evangelische Missionsarbeit geleistet wird, sodann die Ausbreitung des Islam und endlich die Verständnis- und Teilnahmlosigkeit so mancher Deutscher in den Kolonien. Was die Leistungen angehe, möge katholischerseits für Pünktlichkeit und gehorsame Unterwürfigkeit mehr erreicht werden, evangelischerseits für selbständige Urteilskraft und sittliche Entwicklung; katholischerseits möge für Spital und Krankenpflege Umfangreicheres geschehen sein, evangelischerseits unbedingt mehr für die Schule.

Das umfassendste Hauptredestück, das auch unzweifelhaft gar Vielen und besonders den Braunschweigern am besten gefiel, war die Rede des Bonner Universitätsprofessors Karl Sell bei der Hauptversammlung am Mittwoch über Konfession und Konfessionalismus. Wenn fast alle die Predigten und Reden dieser Tage im Druck erschienen und sie sämtlich auch lesenswert sind — bei der Sellschen werden einsichtige Leser am längsten verweilen. Frei von aller Schulfessel, vielleicht nicht, wie ein Hörer meinte, mit zwei Seelen in der Brust, aber doch auch nicht ganz ohne diesen Anschein, voll feiner und geistreicher Beziehungen und Bemerkungen, bald nehmend, bald gebend, bald entgegenkommend, bald zurückziehend, ein wenig jenseits zwar nicht von gut und böse, aber doch von evangelisch und katholisch, vermutlich ein Zeichen, dem von hüben und drüben widersprochen wird, wird man sie jedenfalls ein Friedenspronunciamento, eine Konziliationsrede in hohem Stil nennen dürfen.

Friede und Duldung, Ablehnung jedweden Fanatismus, jeglichen Hasses gegen Katholizismus und vollends gegen Katholiken waren Klänge, die auch sonst genugsam durch alle Verhandlungen hindurchtönten. Und das nicht bloß seitens der Behörden, die ja stets an Verträglichkeit und Artigsein erinnern, auf den Katholikentagen mit dem kleinen, bei den Bundesversammlungen mit dem Zeigefinger. Wenn aber auch alle übrigen Redner, voran der erste und der geschäftsführende Vorsitzende, ihre Friedensliebe und ihr Verlangen, mit den nationalgesinnten Katholiken Hand in Hand zu gehen, versicherten, wer darf die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit solcher Versicherungen in Frage ziehen? — Und der Dank für solche Friedensliebe? Da muß man den Artikel der Kölnischen — nicht der Volkszeitung — nein, der Kölnischen Zeitung vom 9. Oktober Nr. 1064 lesen! In diesem Artikel werden dem Bunde die Buß- und Friedensworte D. Hackenbergs vom verwichenen Jahre zu Worms vorgerückt — es ist in Worms dies Vorrücken bereits geweissagt worden! Da wird kurzer Hand dem Bunde auf den Kopf zugesagt, über platonische Beteuerungen der Friedensliebe sei es in Braunschweig nicht hinausgekommen, und man „hat es deshalb nicht dahin gebracht, durch ein die Herzen fortreißendes gutes Beispiel das hehre Friedenswerk anzubahnen und zu fördern." In Düsseldorf habe man die Friedenshand weit ausgestreckt — in Braunschweig habe man gesagt: wir wollen nicht als Hörige hinter Andern herkommen; in Braunschweig habe man als Vorbedingung die Verlegung der an sich notwendigen Weltanschauungskämpfe zwischen Rom und Wittenberg von dem Schauplatz des politischen Machtkampfes in das Gebiet des geistigen Wettkampfes gefordert. Der Artikelschreiber scheint nur halbseitig zu hören, er hat überhört, daß man in Düsseldorf gefordert hat: Katholiken in Deutschland voran, und daß die Ablehnung als Hörige zu folgen nur die Antwort darauf ist; er hat vergessen, daß man in Düsseldorf proklamiert hat: Der Thron des Papstes erhebt sich über alle Throne; diese Weltherrschaftsansprüche kann man protestantischerseits doch nur ablehnen. — Was sollten wir nun eigentlich in Braunschweig tun oder getan haben? Hat nicht der Oberbürgermeister dem Evangelischen Bunde sehr feierlich, freilich bei Tisch, ein Wohlverhaltungszeugnis ausgestellt und hinzugefügt, die Bundesredner hätten das geistige Leben Braunschweigs auf ein hohes Niveau gestellt? Ausdrücklich hat doch auch der friedfertige Professor Sell sich zum Evangelischen Bunde bekannt; und wenn seine Fabel den Zwiespalt auf ein Mißverständnis zurückzuführen schien, so war doch nicht seine Meinung, daß man die Hand ganz vom Schwerte abziehen sollte. Hatte er noch bei voraufgegangener Drucklegung seiner Rede ein verurteilendes Votum

über das Verfahren Braunschweigs gegen katholische Untertanen fällen zu sollen geglaubt, so schien er nach dem eingehenden und aktenkundigen Vortrag des Stadtdirektors Floto aus Wolfenbüttel über diesen Gegenstand anderer Meinung geworden zu sein. Aber was hätten wir nun tun sollen in Braunschweig? Vergessen, was die Kölnische Volkszeitung und ihr nach wer weiß wie viel Blättlein über den evangelischen Konfirmandenunterricht schreiben, Alles vergessen, was wir nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart vernehmen aus Lothringen, aus Oesterreich über Begräbnisse in Winkeln und Selbstmörderecken, vergessen dies und vieles Andere? Immerhin, aber was sollten wir tun? Für den römischen Katholizismus könnte doch nur Eins befriedigend sein, wenn wir uns auflösen, erklären: die Gründung des Bundes war ein Irrtum, das Werk der Beyschlag und seiner Genossen war eine friedensstörende Verirrung; eine Irrung war es schon, wenn der alte Kaiser erklärte, er könne sich nicht vom Papste abhängig halten. — — Gewiß, wenn wir uns alle löblich unterwerfen, dann ist der Friede hergestellt. Aber doch nicht für die Modernisten, nicht für die Altkatholiken? Ist nicht der Evangelische Bund deren zuverlässiger Freund? Sollte der Deutschen Vereinigung nicht auch das Verständnis aufgehen, wie der Evangelische Bund eine Schutzwehr ist auch für sie? Mit wem will die Kölnische Zeitung uns denn versöhnen? Nein, das hat die Kölnische Zeitung nicht geschrieben als das große freie Weltblatt, das ist nicht geschrieben aus der großzügigen Weise, die sie sonst wohl für sich in Anspruch nehmen mochte.

Die inhaltlich wichtigste Rede für die Tagung war der Ueberblick des Direktors Everling: zur Jahresarbeit und zur Zeitlage. Sie gibt von hoher Warte ein übersichtliches und klares Zeitbild, das den weitesten Kreisen unseres Volkes zu eingehender Betrachtung und Beachtung dringend empfohlen sei. Jeder Auszug würde dem Abbruch tun.

Was hier in sachlicher Ruhe dem deutsch-evangelischen Volke und hoffentlich auch verständigen Katholiken dargelegt wird, dem gaben gediegene und gelungene Ansprachen des ersten Vorsitzenden bei der Eröffnung der Tagung, bei Beginn der Hauptversammlung und schließlich beim Festmahl noch mächtig wirkenden Ausdruck. Jenem Düsseldorfer Anspruch: „Katholiken in Deutschland voran" stellte General von Lessel seinen Satz gegenüber: „Wir wollen keine Vorherrschaft, aber wir wollen auch nicht als Hörige hinter Andern hertrotteln." Und als zu Gaste bei einem kernhaften niedersächsischen Stamme wolle er (die erste Dankansprache für die Begrüßungen) schließen mit dem Spruche des niedersächsischen Recken Bismarck:

> Das Wegekraut sollst lassen stahn,
> Hüte dich, es sind Nesseln dran.

Bei Tisch erinnerte der Feldherr an den Kampf der schwarzen Schar bei Oelper aus der Zeit der Fremdherrschaft, der 1909 hundertjährig wird. „Hüten wir uns vor neuer Knechtschaft. Es gehört zu dem Erbe der Reformation, daß unser Verhältnis zu Kaiser und Reich klipp und klar ist." Was der General aber in seiner Eröffnungsrede zur Hauptversammlung sprach, davon sei wenigstens die Hauptsache mitgeteilt:

Wir haben stolze und freudige Tage durchlebt. Ueber die kleinen und kleinlichen Interessen des Alltagslebens hat sich der vaterländische Gedanke erhoben, und in sieghafter Art ist er zum Ausdruck gekommen in den Augusttagen dieses Jahres, als die Wut der Elemente die Lebensarbeit des tapfern deutschen Kriegsmannes auf den Feldern bei Stuttgart zu vernichten drohte. Die Einmütigkeit nationalen Empfindens, die dabei durch unser deutsches Volk gegangen ist und sich in so opferfroher Weise betätigt hat, verheißt einen frohen Ausblick in die Zukunft. Ueber die glückliche Weiterentwickelung unseres Bundes und unserer guten Sache auch im verflossenen Jahre sind wir froh und dankbar. Der Bund hat sich zu einer machtvollen Organisation ausgewachsen, an der Niemand mehr vorbeigehen kann. Die Erkenntnis, daß dem so ist und bleiben wird, ist unseren Feinden ein Greuel. Der Aerger darüber, daß der deutsche Protestantismus nicht mehr hinter dem Ofen hocken will, während die streitende Kirche die Hand nach der Kommandogewalt ausstreckt, bringt sie fast um. Mit offener Gewalt geht es zunächst nicht, dafür fliegen die Pfeile der Verleumdung gegen uns; wir sind die Hetzer. Sei es drum, an unseren Spießen und Schilden wird nichts haften, sie werden scharf und blank bleiben. — Die Herrschaften werden sich an uns gewöhnen müssen! — Wir sind gegen die anderen Bekenntnisse duldsam bis zum Aeußersten; — aber unsere Knochen wollen wir uns nicht weich machen lassen. Da liegt die Grenze für unsere Nachgiebigkeit; ich meine, sie ist weit genug gesteckt. Unter das Joch gehen wir nicht, den Geßlerhut grüßen wir nicht, den Maulkorb nehmen wir nicht. Wir lassen uns keinen Maulkorb anlegen, selbst wenn er von Gold wäre. Wir sind allesamt irrende Menschen, und in einer Organisation, in der so viele Tausende sich rührsam betätigen, da gibt es natürlich gelegentlich auch mal eine Entgleisung. Das ist nun mal nicht anders, denn nur da, wo nur mit blinder Munition gefeuert wird, gibt es keine abirrenden Geschosse. Der Bund als Ganzes erstrebt den Frieden, und darum will er stark sein und, will es Gott, noch stärker werden. — Jedenfalls, und das mögen sich Freund und Feind gesagt sein lassen: „Wir sind da! und wir bleiben!"

Solchergestalt hat der Nachfolger des Grafen v. Wintzingerode als erster Vorsitzender des Evangelischen Bundes sich eingeführt.

Die Braunschweigische Tagung war die bestandene Probe auf die Wahl zu Worms im vorigen Jahre.

Nach Canossa gehen wir nicht. Hermens

Sollen die Gemeinschaften in der Kirche bleiben?

1. Volkskirche und Gemeinschaft

In bezug auf die Gemeinschaften wird die Christliche Welt mit dem neulichen Artikel kaum das letzte Wort gesprochen haben.

Die Herzensmeinung des Referenten ist ja schwer zu erkennen. Unter fortwährender Betonung guter Wünsche für die Gemeinschaften wird ebenso oft das Gegenteil davon ausgedrückt. Und zwar dies Gegenteil prinzipiell, die guten Wünsche eigentlich nur aus gemeinsamem Gegensatz gegen die Juristerei in der Kirche. Das Ideal ist zwar die Volkskirche mit weit offenen Toren: aber die Gemeinschaften gehören nicht hinein, sie sind ein Fremdkörper. Ja sogar die im Kampf der Orthodoxen gegen die moderne Theologie soviel angerufene „Ehrlichkeit" muß wieder herhalten: die Ehrlichkeit muß die Gemeinschaften aus der Landeskirche freiwillig heraustreiben, oder wenigstens, sie muß ihnen eine schiedlich-friedliche Auseinandersetzung (im lokalen Sinn des Wortes) wünschenswert machen. Schließlich wird die abgewiesene Juristerei wieder in die Frage eingeführt, nur noch mehr ins Zentrum der Frage hinein. Auf den Einwand, daß dann doch auch die moderne Theologie diese Art Auseinandersetzung mit der Landeskirche für sich als wünschenswert anerkennen sollte, wird geantwortet, die Liberalen forderten doch nicht wie die Gemeinschaften Rechtsfähigkeit für Konkurrenzeinrichtungen zur Kirche. Sodaß die Entscheidung einer großen Frage von einer kleinen juristischen Einrichtungsfrage abhängig wird. Diese juristische Frage wird als so grundlegend empfunden, daß ihr gegenüber die ganze Angelegenheit des Liberalismus auf die Frage nach „dieser oder jener Lehrauffassung" zusammenschrumpft, — eine Charakterisierung, die wir, wenn sie von feindlicher Seite ausginge, als eine Verhöhnung empfinden müßten. Die Kreise jedenfalls, auf die es im kirchlichen Liberalismus allein ankommt, würden ja wohl „um diese oder jene Lehrauffassung" keinen Finger rühren!

Indessen dies ist schon Beurteilung: der Referent sieht eben die Dinge anders. Und da er von seinem nun einmal gewählten Standpunkt aus gut sieht, lohnt es sich, ihm nachzusehen.

Er sieht in der kleinen Einrichtungsfrage das Symbol einer Grund- und Kirchenfrage von größerer Bedeutung, als es die von Orthodoxie und Liberalismus ist. Das konstitutive Prinzip der Landeskirche sei dies, daß sie eine Volks-, eine Massenkirche sei. Man könnte auch sagen: eine Kirche der breiten Entwicklung, in der deshalb die verschiedenen Gegensätze — orthodoxer z. B. und liberaler Richtung — nicht nur erträglich, sondern geradezu wesentlich sind. Indem sie durch sachlichen Kampf untereinander entscheiden, wes Grundsätze die stärkeren sind, mögen sie den Geist unter sich schaffen und seine Kirche bauen lassen.

Im Gegensatz hierzu sei die konstitutive Idee der Gemeinschaften die Idee einer Kirche der Auserwählten. Einer Kirche also, welche die Idee einer Entwicklung prinzipiell ablehnt. Es ist da garnichts zu entwickeln, sondern die Erlösten haben sich zu sammeln und den Andern die ein für allemal gegebene Er-

lösung zu bringen, die wesentlich in einem heiligen Leben besteht. Diese Sammlung der Heiligen ist die „Kirche." Eine solche Auffassung von der Kirche nun sei ein „Fremdkörper" in unserer Kirche und müsse über lang oder kurz doch ausgeschieden werden.

Man kann diese Erwägung, wenn man sie des versöhnlichen Tones entkleidet, den sie — angenehmer Weise — beim Referenten anschlägt, rein sachlich am kürzesten in das alte Wort kleiden: Intoleranz allein dem Intoleranten! Jeder soll Existenzrecht innerhalb der Kirche haben außer dem, der dies selbst nicht will, der allein in der Kirche sein will. Der soll sich eine Kirche nach eigenem Geschmack einrichten, in der er dann so allein bleiben mag, als ihm nur immer gut scheint.

Das klingt nun sehr plausibel, viel plausibler, als es meiner Meinung nach ist.

Toleranz ist ja etwas sehr Schwammiges. Deutet man sie nach ihrer edelsten Möglichkeit als positive Achtung vor Anderleut Ueberzeugung, so gestehe ich, daß ich damit vor den Intoleranten nicht stehen bleiben kann. Sie nötigen mir vielmehr beträchtlich mehr Achtung ab, als die meisten der allzu Toleranten. Denn die Kraft der Ueberzeugung nötigt nun einmal mehr Achtung ab als die Unkraft. Es ist das eine Tatsachenfrage; wem die Indifferenz tatsächlich mehr imponiert, der wird natürlich anders urteilen.

2. Politik und Wahrheit

Für die Meisten ist nur leider Toleranz eben keine Tatsachen-, sondern eine politische Frage. Toleranz dem, „den man tolerieren kann", das heißt: der einem nicht zu sehr in den Weg kommt.

Was unterscheidet denn sonst auch diese Intoleranz der meinethalb aus der Kirche innerlich hinausstrebenden Gemeinschaften von der Toleranz der normalkirchlichen Orthodoxen? Ist denn die innerkirchliche Orthodoxie auch nur von einem Hauch wirklicher Achtung vor fremder Ueberzeugung durchweht? Würde sie uns nicht lieber heute als morgen allesamt den Garaus machen? Ist der Unterschied nicht einfach der größere Ernst und die größere Kraft der Gemeinschaften? Dazu ihre außerordentlich angespannte positive Frömmigkeitsübung? Ist das nicht achtungswerter als die Denunziantenpolitik unsrer Rechten? Was für ein Interesse haben wir, die wir uns der größeren Ehrlichkeit und Sachlichkeit rühmen, daran, die Ehrlicheren und Kraftvolleren unsrer Gegner loszuwerden zu Gunsten der Hinterhältigeren und Politischeren?

Ich fürchte, hinter den Ausführungen des Referenten steht — vielleicht unbewußt — der folgende Gedankengang: Auf die Kirchenpolitik gesehen, kommen die Gemeinschaften lediglich als der radikale Flügel unsrer Orthodoxie in Betracht. Dieser radikale Flügel ist aber dadurch besonders gefährlich, daß er sich nicht mit der Kleinpolitik der Orthodoxie begnügt, sondern kräftige lebensfähige Konkurrenzorganisationen neben die der Kirche stellt und dadurch einmal in die Lage kommen wird, die Kirche praktisch und von unten auf zu erobern. In solcher Lage der Dinge ist es zur Zeit noch möglich, durch Paktieren mit dem kleinlichen Kirchengeist, der sich in den (vom Referenten mit Beifall) ausgehobenen Sätzen des Danziger Konsistoriums ausspricht, die Gefahr zu beschwören. Denn außerhalb der Kirche würde ja freilich die Bewegung zunächst und für absehbare Zeit eine starke Hemmung erfahren.

Diejenigen unter uns, die sich viel mit ihrer realpolitischen Gesinnung wissen, daß ihnen nämlich an einem kleinen wirklichen Fortschritt mehr läge als an allen großen Programmen und Zukunftsmusiken, werden vielleicht einem solchen Gedankengang Beifall geben. Die Andern, deren Meinung dahin geht, daß die kleinste Reinigung der Gesinnung ein größerer Fortschritt ist als der größte kirchenpolitische Erfolg, werden anders denken.

Es ist möglich, werden sie sagen, daß eine solche Zukunftsentwicklung der Gemeinschaften uns mit der Zeit an die Wand drückt. Je mehr wir durch unsre ganze Stellungnahme dafür sorgen, daß die Entwicklungsbedingungen bei uns selbst und bei den Gegnern am günstigsten immer für die Wahrhaftigsten sind, desto mehr wird das, was aus der Wahrheit bei uns ist, sich dann erst recht aus der eigenen Mitte der Gemeinschaften heraus erheben. Denn die Welt ist zwar schlecht genug eingerichtet, aber die Wahrheit pflegt sich doch in ihr zu erkennen und schließlich zu grüßen.

Freilich man sagt: Die Gemeinschaften fehlen selbst gegen die Wahrhaftigkeit, indem sie in einer Kirche bleiben, die sie verneinen.

Merkwürdige Beweisführung!

Ungefähr wie jene, nach der die Sozialdemokraten aus dem Staat ausscheiden müßten, weil sie ihn verneinen! Oder wie die, welche Nietzsche gelegentlich höhnisch anstellt, wo er den Christen im allgemeinen anrät, diese von ihnen verneinte Welt zu verlassen, wodurch beiden Teilen geholfen wäre.

Es ist aber bisher noch nicht gefordert worden, daß der Tischler, der einen Tisch haben will, das Holz dazu wegwerfen müsse, weil es noch kein Tisch ist!

3. Das religiöse Ideal und das Gemeinschaftschristentum

Vielleicht wird freilich die Wahrheit in einem siegreich gewordenen Gemeinschaftschristentum sehr anders aussehen, als wir jetzt uns vorstellen. Ich vermute, daß das Meiste, das jetzt unter dem Namen der Wahrheit uns Herz und Hirn beschäftigt, diese Zukunftskirche der Gemeinschaften, falls sie sich durchsetzt, garnicht mehr beschäftigen wird. Es wird längst an die verschiedenen Fakultäten unsrer Hochschulen aufgeteilt sein.

Wahrscheinlich, daß auch der Gedanke, der noch den Meisten von uns das Leben erfüllt hat, der Gedanke von der Versöhnung der Religion mit der Kultur, als ein Truggedanke erkannt sein wird, als eine Gedanke, der zu Ende gedacht werden mußte, nachdem er einmal aufgetaucht war, der dann aber zu Ende gedacht sein wird. Ich vermute, man wird erkannt haben, daß die Religion, wo sie stark war, stets eine kulturkritische Kraft war, etwas jenseit der Kultur und ihres Schön und Nützlich Gelegenes. Eine grundierende, ätzende, härtende Kraft, wie keine Kultur sie missen kann, eine Kraft, die Menschen innerlich frei macht von der Kultur, — so mögen sie an der Kultur weiter arbeiten, und die Kultur wird es ihnen danken. Etwas Herbes und eine Sache strenger Lippen.

Ich hoffe, daß auch das frische „fröhliche Christentum", das jetzt so Vielen den Kopf verdreht, dann begraben sein wird. Nicht, daß ich uns schwerer und düsterer wünschte. Nur unsere Religion denke ich mir schwerer und ernster, und „christliche Fröhlichkeit" wird uns anmuten wie christlicher Kamillentee. Wer wollte leugnen, daß ein ernster Mensch auch lustig sein kann; aber, was soll es bedeuten zu fordern, daß unser Ernst lustiger werde? Es wäre lächerlich, wenn es nicht so irreführend wäre; denn wenn der Ernst lustig zu sein begehrt, so wird er aufhören Ernst zu sein, ohne lustig zu werden, und es wird Etwas von dem entstehen, von dem ein alter Eiferer gemeint hat, es müsse Gott und Menschen dabei ekeln: „Ich werde dich ausspeien aus meinem Munde!"

Also es steht zu hoffen, daß das Gemeinschaftschristentum, falls es sich der Kirche bemächtigen kann, auch diesen Instinktfehler des heutigen Christentums auskehrt.

Seine Gefahr wird vielleicht eher Verdrossenheit als Fröhlichkeit im Namen der Religion sein. Es wird eher düster als frisch sein. Es wird eher den Ernst der Dinge so überwältigend empfinden, daß es die Erlösung verfehlt, als daß es sie zum christlichen Tee sich servieren läßt.

(Ich lasse hier mit Absicht die Möglichkeit außer Betracht, die ich leider auch vorhanden sehe, daß nämlich vielmehr die Dinge sich in der Richtung der „christlichen" Spielereien entwickeln und damit der Beweis erbracht wird, daß das Christentum in seiner historischen Gestalt der Senilität verfällt. Man muß mit dieser Möglichkeit ja immer rechnen: mit der Möglichkeit, daß es auch mit diesem „Leib des Christus", dem historischen Christentum oder der Kirche, so ausgeht, wie einst mit seinem ersten — körperlichen — Leib; daß er sterben muß, damit der Geist frei werde.)

Wie dem sei, wir müssen mit größtem Ernste hoffen, scheint

mir, daß das Ideal der Volkskirche, die wir wollen, nicht so klein sei, daß es nötig habe oder auch nur wünschenswert finde, eine so ernste Bewegung, als es auf jeden Fall die der Gemeinschaften ist, aus sich auszuschließen.

Uns stören hier, wenn ich recht sehe, verschiedene Stimmungseindrücke.

Einmal die dogmatische Verknöcherung, die wir in den Gemeinschaften empfinden, während es sich in ihrer radikalen Orthodoxie meiner Empfindung nach mehr um eine — als solche sehr berechtigte — Gleichgültigkeit gegen das Dogma handelt.

Und dann andererseits ihre für die Meisten von uns persönlich unannehmbare Engigkeit, Unfreiheit, Kulturlosigkeit.

Indessen es ist für die Kraft und Fülle unseres Kulturganzen viel wichtiger, daß die verschiedenen in ihm vertretenen Tendenzen sich bis in ihre letzten Härten hinein aussprechen, als daß irgend ein Maß von Durchschnittskultur sich möglichst allgemein durchsetze. Einige hundert kräftige, wenn auch kulturlose oder kulturfeindliche Sektenfromme sind für die Kultur selbst wichtiger, als ebensoviel tausend fromme Kulturphilister.

Hierüber müssen wir uns ein anderes Mal noch näher zu verständigen suchen.

Für heute wollen wir abschließen:

4. Ein Bankerott der liberalen Kirchenidee?

Wenn der Einfluß der Gemeinschaften eine Frömmigkeit herrschend machen sollte mit extremer Richtung und exorbitanten Forderungen, so kann ich darin keine Gefahr entdecken, auch wenn eine solche Entwicklung uns, wie wir jetzt sind, aus dem Sattel heben sollte. Sie würde uns vor neue und wahrscheinlich nicht unfruchtbarere Probleme stellen, und sie würde neue Aussichten eröffnen und neue Entwicklungen ermöglichen.

Selbst dies, daß zunächst vermutlich wahre Orgien von Byzantinismus und Orthodoxismus eintreten würden, schreckt mich nicht. Solche Dinge pflegen sich schnell zu verlieren, wo wirkliche Kräfte entfesselt werden, und das stünde bei einer solchen Entwicklung zu erhoffen. Dieselbe religiöse Richtung, die an einer Kante der protestantischen Welt — nämlich bei uns — vor Loyalität zu ersterben verlangt, ist es, die an der anderen angelsächsischen Kante den ersten Königskopf freigelegt hat. Und eine Forderung, die wir jetzt immer erneut und mit immer gleicher Aussichtslosigkeit an unsere Kirchenregimenter stellen: Neutralität gegen die politischen Parteien — auch gegen die Sozialdemokratie — würde wahrscheinlich unter der Herrschaft des Gemeinschafts- und Sektenchristentums sich von selbst einstellen. Denn wirkliche religiöse Kräfte — und gerade wo sie in starker Einseitigkeit aufbrechen — pflegen mit dergleichen Allotrien sehr schnell aufzuräumen.

Daß aber diese Kräfte sich frei und ohne schiefe Bindungen entfalten können, das liegt ein wenig auch mit in der Hand des kirchlichen Liberalismus. Denn der soll Freiheit für die Kräfte und nicht für die Schwachheiten begehren und erkämpfen. Kräfte aber muß man nehmen, wie sie nun einmal kommen, und nicht, wie wir sie etwa bei der Lampe als wünschenswert uns ausdenken können.

Ein Liberalismus, der überall, wo eine Kraft aufbricht, sich bekreuzigt, nach der Polizei, juristischen Hilfsmitteln oder unnatürlichen kirchenpolitischen Bundesgenossenschaften ausschaut, oder gar die liebliche Alternative von heuchlerisch oder hysterisch aufstellt, — als wenn die Feststellung von Hysterie irgend Etwas ausmachte! — ist etwas ungemein Lächerliches.

Freiheit nicht nur, sondern bewußte energische Unterstützung für Alles, was religiöse Kraft enthält — auch in uns unangenehmer Form! — für alle Sekten und Gemeinschaften außerhalb und lieber noch innerhalb der Kirche!

Es sei denn, man hielte diese unsere Kirche für so entwicklungsunfähig, daß man ihre Selbstzersetzung und Auflösung in Sekten wünschenswert findet, wozu die Hinausdrängung aller sich meldenden religiösen Kräfte der nächste Weg wäre.

Und das wäre ja freilich auch eine Losung! — Wenn auch keine gerade der Volkskirche sehr freundliche — —

Artur Bonus

Parteien und Parteisinn, ihr Recht und ihr Unrecht

Aus Berlin wird uns geschrieben:

Parteien und Parteisinn, diese vielverhandelte Tagesfrage hat Reinhold Seeberg auf dem Berliner apologetischen Instruktionskursus*) vor 4—500 Zuhörern in einer dreistündigen Vorlesung eingehend durchgesprochen. Er hat seinen Stoff in drei Unterfragen geteilt:

1) Wie sind Parteien überhaupt möglich?
2) Wie sind Parteien in der Kirche möglich?
3) Wie ist das Parteiwesen ethisch zu beurteilen?

1

Wie sind Parteien überhaupt möglich? Diese Frage ist identisch mit der Frage nach den Entstehungsmöglichkeiten politischer Parteibildung. Das gemeinsame Leben in Staat und Gesellschaft ist die organische Wurzel des Parteiwesens überhaupt. Parteien sind ursprünglich politische Gebilde; wer sie verstehn und beurteilen will, muß ihren Zusammenhang mit dem Staatsganzen durchschauen. Wir können den historischen Rückblick auf die Entwicklung des Staatsgedankens, den Seeberg hier einschaltete, übergehen und gleich die abschließenden Resultate mitteilen. In einem absolutistischen Staat sind Parteien entweder gar nicht möglich oder, wenn sie auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens treten — revolutionär, wie das Beispiel Rußlands beweist. Neben dem Absolutismus steht immer die Anarchie oder schaut ihm wie ein Gespenst über die Schulter. Der gegenwärtige Bestand der Dinge gilt als unantastbar: Fortbildung ist Revolution.

Eine wesentliche Verschiebung tritt ein mit dem Uebergang zu den konstitutionellen Systemen. Ein konstitutionell regierter Staat kann ohne Parteien gar nicht existieren. Denn wenn das Volk zur tätigen Mitarbeit an der Staatsleitung herangezogen wird, so kann es nicht fehlen, daß sich verschiedene Gruppen bilden, in denen die Mannigfaltigkeit politischer Anschauungen konkrete Formen gewinnt — und diese politisch bestimmten Gruppen sind die Parteien. Parteien entstehen in dem Augenblick, wo das Volk an der Regierung Anteil nimmt. Parteien sind notwendig, damit der Volkswille einen determinierten Ausdruck erlange, und sofern dies in der Volksvertretung, im Parlament geschieht, sind Parlamentarismus und Parteiwesen Korrelate. Die Gliederung der Parteien, in den Grundlinien wenigstens, ist ebenfalls nicht willkürlich, sondern nach inneren Konsequenzen erfolgend. Entweder geht die politische Entwicklung von oben nach unten — der Staat ist Träger des Kulturgedankens und Urheber aller Fortschritte in der bürgerlichen Gesellschaft — dies, und nicht die Hemmung des Fortschritts, ist der Wille der Konservativen. Oder sie geht von unten nach oben — die Gesellschaft ist das eigentlich treibende Organ, und dem Staat fällt mehr nur die Nachtwächterrolle des Ordnungshüters zu — das ist das Programm des Altliberalismus, dessen Prinzipien freilich durch den tatsächlichen Gang unserer Geschichte widerlegt sind. Zu diesem formalen Einteilungsgrund tritt mit derselben inneren Notwendigkeit ein zweiter, sachlicher, ergänzend hinzu. Die verschiedenen Interessen der einzelnen Gesellschaftsschichten, die besonderen Lebensfragen der Agrarier und Industriellen, der Fabrikherren und der Fabrikarbeiter sind Antriebe, die ebenfalls parteibildend wirken, und, mit dem ersten kombiniert, die wirklichen politischen Gruppen ergeben. Daß jede Gruppe daneben einen rechten und einen linken Flügel entwickelt, Doktrinäre und Praktiker in ihrer Mitte hat, bringt die Fülle der Möglichkeiten vollends zur Anschauung. Aber die Hauptsache bleibt: Parteien in diesem Sinn sind bei einer konstitutionellen Verfassung nicht nur möglich, sondern notwendig. Parteilosigkeit wäre Konfusion.

2

Wie sind Parteien in der Kirche möglich? In der katholischen Kirche überhaupt nicht, so wenig wie in der absoluten

*) Veranstaltet vom Zentral-Ausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, 6.—15. Oktober 1908.

Monarchie — die Modernisten sind rührige Theologengruppen, keine Parteien. Wohl aber in der evangelischen Kirche, und zwar unter analogen Bedingungen wie im konstitutionell verfaßten Staat. Freilich als die Gemeinde Jesu Christi kann auch die evangelische Kirche keine Parteien in ihrer Mitte dulden, da ist sie eine geschlossene Einheit, für die jede Spaltung den Tod bedeutet. Aber neben diesem religiösen Charakter hat die evangelische Kirche eine ethische und juristische Seite: sie ist zugleich ein Verband von wollenden und handelnden Personen und hat ihre Ordnungen, durch die sie sich erhält und ihre Beziehungen zum Staate regelt.

Fragen wir jetzt, ob kirchliche Parteien möglich sind, so lautet Antwort: Selbstverständlich; ja nicht nur möglich, sondern höchst notwendig. Wenn die Laien das Recht haben, an der Kirchenleitung teilzunehmen, und die Meinungen über das, was nutzt und frommt, notorisch weit auseinander gehen, so müssen sich Parteien bilden. Unter dem Beifall der Versammlung warnte Seeberg in diesem Zusammenhang vor übereilter Verschärfung theologischer Schuldifferenzen (Abendmahlsauffassung, die Stellung von Rechtfertigung und Heiligung) zu Parteigegensätzen. Deshalb auseinander zu gehen, sei grundverkehrt. „Wir haben Wichtigeres zu tun, unsere Kräfte auf bessere Dinge zu konzentrieren. Die Vermehrung der Reibungsflächen durch geflissentliche Betonung der Schulmeinungen ist ein Luxus, den die arme Kirche unserer Zeit sich nicht leisten kann."*)

Dagegen ist das praktische Verständnis von Jesus Christus, seiner Person, seinem Willen und der besten Art, ihm nachzufolgen, allerdings in eminentem Sinne parteibildend. Es ist nicht gleichgiltig und kann nicht gleichgiltig sein, wie Jemand den Zug nach oben, der von Jesus ausgeht, empfindet, ob er in ihm vorzüglich den Menschen sieht, der von Gott gesandt ist, oder Gott selbst in seiner Erscheinung auf Erden u. s. f. Hier trennen sich die Geister unabwendbar, nach innern Nötigungen, die Niemand meistern darf. Ein Zusammenwirken ist freilich auch dann noch auf einer höheren Stufe möglich, indem die letzte Entscheidung in Gottes Hand gelegt wird; aber ein Verwischen der Gegensätze aus dem Gefühl heraus: Es ist alles einerlei, bedeutet eine schwere Gefährdung des Wahrheitssinnes, ist Lüge. „Ich selber stehe, wie Sie alle wissen, dem Parteiwesen ziemlich fremd gegenüber. Aber ich habe mich immer gefreut, wenn die vorhandenen Gegensätze scharf und klar zum Austrag kamen." Die, welche sich die Objektivität wie einen Schwimmgürtel umhängen, sind nach einer alten Erfahrung vielfach am allermeisten Partei. Ein künstliches Verkleistern der Gegensätze wird nur dahin führen, daß das Mißtrauen, die Eiterbeule am Leibe der evangelischen Kirche, immer weiter um sich greift.

Also Parteien müssen sein, auch in der Kirche. Und da sie Aktionsverbände sind, nicht Akademien oder Diskutierklubs, so müssen sie 1) ein Programm aufstellen, in dem die Arbeitsprinzipien entwickelt sind, je umfassender, um so besser; 2) müssen sie, ganz wie die politischen Gruppen, für dieses Programm auch eintreten, durch öffentliche Bekanntmachungen und Parteidisziplin; 3) gehört zu den fundamentalen Aufgaben einer Partei die strenge und unablässige Kontrolle der Gegner. Eine Partei, die wirken will, muß sich als die beste empfehlen und überhaupt von sich reden machen; sonst ist sie schlecht. Der Kampf der Parteien ist zur Entwicklung der Volkskräfte ebenso notwendig, wie der Krieg zum Frieden.

3

Wie ist das Parteiwesen ethisch zu beurteilen? Jedermann kennt die unredlichen Mittel, mit denen der Parteikampf belastet ist. Eine ganze Musterkarte von Parteisünden läßt sich mühelos zusammenstellen. Seeberg nannte als die häufigsten: 1) die bewußte Unwahrhaftigkeit, die die Dinge wider besseres Wissen verfärbt oder durch leichtfertiges Generalisieren den Gegner unschädlich zu machen sucht; 2) die unbewußten Entstellungen, die sich ergeben, wenn die Leidenschaft stark erregt und Verstand und Phantasie in den Dienst des Willens gezogen sind: auch der Klatsch gehört in diese Rubrik; 3) die Entwertung tüchtiger Leistungen durch gehässige Unterschiebung von Motiven; 4) die Konsequenzmacherei, die so zustande kommt, daß zwei von einander unabhängige Tatsachen in das Verhältnis von Ursache und Wirkung gestellt werden. Und so fort. — Bei dieser Kampfesart darf es nicht bleiben. Die Unwahrhaftigkeit, auch wo sie unbewußt und in scheinbar selbstloser Absicht geübt wird, schädigt immer den Wahrheitssinn im Ganzen. Und die fanatische Leidenschaft vertilgt die Ehrfurcht vor den Realitäten des Lebens und der Geschichte. Wenn hier kein Wandel eintritt, so fällt unsere Kirche eines Tages unweigerlich in zwei Teilkirchen auseinander.

Was können wir tun, dem vorzubeugen? Nicht das Parteiwesen überhaupt fliehen. Das würde ja heißen, es denen überlassen, deren schadenstiftender Einfluß gerade gebrochen werden soll. Sondern am Kampf selbst kräftig teilnehmen, aber im Kampf die Gesinnung bewahren, die eines Christen würdig ist. Es muß dahin kommen, daß das öffentliche Gewissen jede Ehrlosigkeit und Immoralität, die im Parteikampf entfesselt wird, rücksichtslos verurteilt. Und es muß ferner dahin kommen, daß bei aller Schärfe der sachlichen Differenzen der persönlichen Achtung ein Spielraum bleibt und jene echte Toleranz sich entfaltet, die den Irrtum bekämpft und die Irrenden freundlich trägt. Dann werden auch die Parteien allmählich aufhören, sich lediglich als Selbstzweck zu betrachten, und sich vielmehr auf ihre ursprüngliche Aufgabe besinnen, die darin besteht, dem Ganzen zu dienen.

4

Aus der anschließenden Besprechung ist Eine Frage hervorzuheben: ob es sich nicht empfehle, die radikalen Gruppen, durch die der Weltgeist (!) seinen Einzug halte, aus der Kirche hinauszuweisen. Der Fragesteller bekam jedoch, als er deutlicher wurde und den Protestantenverein und die religionsgeschichtliche Schule als Träger des Weltgeistes in der Kirche bezeichnete, neben einigem Beifall so starke Gegenkundgebungen, daß der Vorsitzende ihn unterbrach und auch ohne die einlenkenden Worte des Referenten über die Stimmung der Mehrheit kein Zweifel sein konnte.

Nachwort des Herausgebers. Seeberg hat sich stark in Allgemeinheiten bewegt, und zwar in solchen, die man gerne anerkennen oder gerne diskutieren wird. Alle akuten Fragestellungen wurden vermieden, ich denke z. B. an die Frage nach dem Wert der offiziellen Parteigliederung, die nur für „Positive" und „Liberale" Raum läßt. Die Gedanken bekamen dadurch fast etwas Zeitloses, und das muß notwendig ihre Wirkung beeinträchtigen. Denn gerade für das Parteileben sind Prinzipien leicht aufgestellt, die Anwendung aber ist alles.

Gerne auch hätten wir diesen Vorträgen den Schlüssel zu Seebergs eigenem Verhalten entnommen. Neulich erst hat die Kreuzzeitung (476) in ihrer Kirchlichen Vierteljahrsrundschau bedauernd festgestellt, daß ich mich bisher „noch nicht veranlaßt sah, mein Urteil über Professor Seeberg zu berichtigen." Ja wann, wo und wie ist denn das Aergernis, an dem ich Anstoß genommen und das ich öffentlich bloßgestellt habe, gehoben oder erklärt worden? Ich suche nicht nach „Motiven", aber ich suche den Fehler im „System Seeberg." Vielleicht hilft eine Stelle in seinen jüngsten Vorträgen ihn finden. Jedem aufmerksamen Leser wird oben im zweiten Abschnitt aufgefallen sein der starke Nachdruck, mit dem die Notwendigkeit kirchlicher Parteien deduziert wird, und daneben die Inanspruchnahme relativer Parteifremdheit durch den Redner für seine Person. Ein solcher Standpunkt ist in sich widerspruchsvoll, er gefährdet den, der ihn hat, und die, welche seiner Führung folgen, er wird zum mindesten leicht Anlaß zu ernsten Mißdeutungen geben. R

*) Die Anführungszeichen sollen hier wie später nicht die absolute Wörtlichkeit des Gesagten, sondern nur die möglichste Annäherung an den Wortlaut und die unverfälschte Wiedergabe des Sinnes verbürgen.

Die türkische Konstitution und die christlichen Kirchen

3. Die griechisch-orthodoxe und die bulgarisch-orthodoxe Kirche

Die griechisch-orthodoxe Kirche ist von der Umwälzung sehr wenig betroffen worden. Obwohl die meisten der griechischen Blätter antipatriarchistisch sind, hat dennoch kein Grieche ernstlich gefordert, daß der Patriarch Joachim III. seine Demission einreichen solle. Dieser Umstand kam den Griechen bei den Abgeordnetenwahlen sehr zu gute. Der Patriarch nämlich hat die Wahlgesetze in 10000 Exemplaren drucken und an alle griechischen Wähler verteilen lassen. Vom Patriarchat aus gingen an alle Geistlichen und Kirchenephorien Zirkulare, um den Abgeordnetenwahlen eine lebhafte Beteiligung zu sichern. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Griechen überall siegreich aus dem Wahlkampf hervorgegangen sind. Sie waren am besten vorbereitet.

Auch unter den Griechen gibt es Unzufriedene. Diese beschuldigen ihren Patriarchen, daß er die Bestimmungen der alten kirchlichen Konstitution nicht genau beobachtet, eine turkophile Politik getrieben und Willkürherrschaft ausgeübt habe. In einflußreichen Kreisen fanden aber diese Klagen kein Gehör.

Die neue Verfassung haben die Griechen, besonders die höhere Geistlichkeit, erst mit geringer Begeisterung, ja sogar mit Kühle, begrüßt. Der Patriarch Joachim III. glaubt, daß die Verfassung für die Interessen der Kirche nicht nützlich sei. Die Griechen fürchten, daß man ihre kirchlichen Rechte schmälern würde und verlangen in dieser Hinsicht eine volle Garantie.

Im größten griechischen Tageblatt, Proodos, erschien über diese Frage ein bemerkenswerter Artikel, worin der Verfasser die Rechte der orthodoxen Kirche auf den Koran und auf einen Vertrag von Omar mit dem Patriarchen Saphonius (Ahtname) zu gründen suchte. Verschiedene Vertreter der jungtürkischen Partei und Prinz Sabaheddin haben dem Patriarchen persönlich das Versprechen und die Zusicherung gegeben, daß die türkische Regierung alle Rechte der griechischen Kirche achten werde. Dieses Versprechen der Jungtürken ist aber mit ihrem politischen, bereits herausgegebenen Programm nicht in Einklang zu bringen.

Nach den griechischen Quellen erreicht die Gesamtzahl der ottomanischen Griechen etwa 6 ½ Millionen. Diese Zahl ist zu hoch veranschlagt. Nach besseren Quellen werden sie kaum auf 2 ½ Millionen berechnet. Aber diese Schätzung ist ebenfalls oberflächlich.

Die Griechen fordern, 1. daß der ökumenische Patriarch als politisches und religiöses Oberhaupt aller ottomanischen Griechen anerkannt werde, 2. daß er unter allen nicht-muhammedanischen Kirchenfürsten als erster betrachtet werde. Diese Privilegien, sagen die Griechen, hatte schon Omar in seinem „Ahtname" dem ökumenischen Patriarchen zugesagt. Sie wurden auch von Muhammed II. im Jahre 862 d. H. (1457) mit einem Hatti Scherif bestätigt. Als der 28jährige Sultan am 29. Mai 1453 die byzantinische Hauptstadt eroberte, erkannte er, daß er nicht imstande sein werde das Christentum auszurotten und die christliche Bevölkerung zu regieren. Deswegen ernannte er den damaligen ökumenischen Patriarchen Gennadios zum Vezir und Verwalter aller Orthodoxen des türkischen Reiches. Als Statthalter des Sultans war der ökumenische Patriarch bedeutend unabhängiger als unter den byzantinischen Kaisern. In religiöser und erzieherischer Hinsicht hatte er freie Hand, bei den Fragen der Kirchenverwaltung bedurfte er die Genehmigung der Hohen Pforte. In diesem Hatti Scherif aus dem Jahre 1457 steht unter Anderem geschrieben: „Wenn einer meiner Nachfolger oder einer meiner hohen Vezire, Ulemas, Verwalter, Hofdiener oder irgend ein Muslim diese Privilegien anzurühren oder abzuändern wagt, so soll er vor Gott und vor seinem teuersten Propheten verantwortlich sein." Nach diesem Versprechen wollen die Griechen alle alten Rechte des ökumenischen Patriarchen wiederherstellen. Sie verlangen ferner 3., daß sie alle ihre religiösen und nationalen Lehranstalten behalten, 4. daß sie für alle Kirchen- und Klostergüter keine Steuer bezahlen, 5. daß die Privilegien der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit ungeschmälert bleiben, 6. in der Ehescheidungs- und Erbschaftsfrage, daß die bischöflichen Gerichte usw. nach dem „Tezkire" des Groß-Vezirs vom 22. Januar 1891 (1306 Dschemal-ül-Achire 24) unverändert belassen werden. „Das sind unsere Grundbedingungen; ohne ihre Annahme können wir mit keiner Partei uns vereinigen."

Das jungtürkische politische Programm steht aber mit diesen Forderungen in mancher Hinsicht im Widerspruch. So in der Schulfrage: die Jungtürken verlangen, daß in allen Mittel- und Hochschulen das Türkische die herrschende Sprache sei und alle Schulen unter der Aufsicht der Regierung stehen müssen.

Die Griechen und die Armenier haben keine wichtigen gegensätzlichen Interessen, sind aber auch nicht durch Sympathie verbunden. Unmöglich erscheint vorläufig die Versöhnung der Griechen mit den Bulgaren. Das ökumenische (griechische) Patriarchat verweigert bekanntlich die Annahme eines autokephalen bulgarischen Exarchats, d. i. einer bulgarischen orthodoxen Kirche mit selbständigem Oberhaupt. Die Bulgaren wollen dagegen das ganze Mazedonien in religiöser und politischer Hinsicht unter ihre Herrschaft bringen. Der ökumenische (griechische) Patriarch fordert, daß der bulgarische Exarch aus Konstantinopel und die bulgarischen Bischöfe aus manchen Eparchien entfernt werden. Vor einigen Monaten hat Joachim III. von der Hohen Pforte verlangt, daß sie zwangsweise die religiöse Tracht der bulgarischen Geistlichen, die der griechischen ganz ähnlich ist, verändern lasse. In diesen Tagen hat der ökumenische Patriarch einem Redakteur gegenüber folgende Erklärungen gegeben:

> In demselben Lande dürfen zwei orthodoxe feindliche Verwaltungen nicht existieren, das ist gegen die kirchlichen Canones und die alten Sitten und Gebräuche. Deswegen fordere ich die Abschaffung des bulgarischen Exarchats. In Mazedonien stehen die griechischen und bulgarischen Bischöfe in derselben Stadt sich feindlich gegenüber. Dieser Zustand ist gegen das Nicänum (Can. 8).

Seit dem Fall Geschow zeigen die Griechen den Türken mehr Sympathien. Aus Veranlassung des Besuches der 1500 Touristen aus Athen wurden überall große Festlichkeiten veranstaltet und die Bruderschaft der Türken und Griechen in demonstrierender Weise gefeiert. Der Sultan hat den Hellenen seine Grüße übermitteln lassen, und der Großvezier Kiamil Pascha hat ihnen ein Frühstück gegeben. Die Spitze aller dieser Ehrenbezeugungen war natürlich gegen die Bulgaren gerichtet, die eine tadellose Zurückhaltung und Kaltblütigkeit wahrten und keinen Hellenen durch Wort oder Handlung verletzten. Die nächste Zukunft muß zeigen, ob alle diese Kundgebungen für die griechisch-orthodoxe Kirche eine reale Bedeutung haben werden. Unter den Griechen wächst vorläufig die Unzufriedenheit gegen den Patriarchen an; andrerseits begünstigt die Hohe Pforte natürlich mehr das ökumenische Patriarchat als das bulgarische Exarchat.

Das bulgarische Exarchat wurde im Jahre 1870 nach dem Kaiserlichen Firman (27. Febr. a. St.) gegen den Willen und gegen die heftigen Proteste des damaligen ökumenischen Patriarchen Gregor VI. begründet. Das bulgarische Exarchat hat nur diejenigen Bestimmungen des Firmans festgehalten, die ihm vorteilhaft erschienen. Die übrigen (der Exarch sollte dort bleiben, wo seine Synode war, in Konstantinopel sollte er im bulgarischen Kloster wohnen; das heilige Oel mußte er vom ökumenischen Patriarchen erbitten usw.) wurden nicht beachtet. Am 16. April 1872 wurde der Erzbischof Anthimos zum ersten bulgarischen Exarchen eingesetzt; der ökumenische Patriarch Anthimos IV. exkommunizierte die bulgarische Kirche und beschwor dadurch das bulgarische Schisma herauf. Ein provisorisches Statut für die innere Verwaltung des Exarchats wurde im Jahre 1875 publiziert, die definitive Regelung der Exarchatsangelegenheiten aber erst, nachdem Bulgarien zum Fürstentum erhoben war (Berliner Vertrag 13. Juli 1878), am 4. Febr. 1883 durchgeführt. Wie dieses historische Ereignis, so werden natürlich auch die türkische Konstitution und die Erhebung des Fürstentums zum Königtum auf die bulgarische Kirche den größten Einfluß üben.

Zweimal ging ich nach dem bulgarischen Exarchat, um vom Exarchen über die verschiedenen Fragen Aufklärungen zu erhalten. Allein man antwortete mir, daß der Exarch krank sei. Sein Stellvertreter Auxent war ebenfalls nicht zu sehen. Ich wandte mich ans Sekretariat, wo man mir schließlich mitteilte, daß sie nicht autorisiert wären, offizielle Aufklärungen abzugeben. Diese Vorsicht und Zurückhaltung der Bulgaren hängt mit ihren politischen Tendenzen zusammen. In unoffizieller Weise habe ich von den Beamten des Exarchats Folgendes erfahren: 1) Das Exarchat protestiert seit 36 Jahren gegen die Exkommunikation und gegen die Behauptung, daß die bulgarische Kirche eine schismatische Kirche sei. „Wir haben, sagen die Bulgaren, in dogmatischer Hinsicht von allen anderen orthodoxen Kirchen keinen Unterschied. Wie die russische, griechische, serbische usw. so ist auch die bulgarische Kirche autokephal. Zu unserer selbständigen Kirche müssen wir unseren Exarchen, unsere Metropoliten, unsere Hierarchie haben.“ 2) „Die Griechen behaupten, daß die in Mazedonien wohnenden Orthodoxen und Patriarchisten Griechen sind; wir erklären dagegen, daß diejenigen Orthodoxen und Patriarchisten, die in ihrem Heim bulgarisch sprechen, Bulgaren sind und auf ihren Wunsch unter dem geistlichen Schutz des Exarchats stehen.“ Das ökumenische Patriarchat hält auch die Kutzo-Walachen, die Melchiten und die orthodoxen Armenier (Haj-Horom) für Griechen. Allein in Mazedonien wohnen $1^1/_2$ Millionen Bulgaren, von diesen sind 1 200 000 Exarchisten, und die übrigen wollen ebenfalls bulgarisch-exarchistische Metropoliten haben. Nach der zwischen dem Exarchat und der türkischen Regierung geschlossenen Vereinbarung (siehe den Firman aus d. J. 1870) werden die Einwohner irgend eines Distrikts auf Wunsch von zwei Dritteln dem Exarchate einverleibt. „Diese Bedingung war uns ungünstig, sagen die Bulgaren. Warum dürfen wir auch in solchen Orten keine Metropoliten haben, wo $^1/_3$ der Bevölkerung Exarchisten sind? Wir haben sie aber angenommen, weil wir unserer Sache vollständig sicher waren. Die türkische Regierung hat diese Bestimmung des Firmans nicht geachtet und trotz den Wünschen der orthodoxen Bulgaren die exarchistischen Metropoliten nicht bestätigt. Jetzt fordern wir die Erfüllung dieses kaiserlichen Versprechens. Wir hoffen, daß die konstitutionelle Türkei unser Recht achten werde.“ 3) Die kirchlichen Privilegien und die nationalen Schulen werden die Bulgaren mit allen Mitteln schützen. „Nicht nur in türkischen, sondern auch in griechischen Schulen bleiben unsere Kinder wegen der herrschenden fremden Sprachen einige Jahre zurück“, sagen sie. 4) Wie alle christlichen Völker, Araber usw., so stehen auch die Bulgaren den Dezentralisationsprinzipien des Prinzen Sabaheddin sympathisch gegenüber.

Wie ersichtlich, sind die Hauptforderungen der Bulgaren gegen die bisherigen Rechte des ökumenischen Patriarchen gerichtet. „Die Griechen, sagen sie, stehen mit sich selbst in Widerspruch. Einerseits behaupten sie, daß die Bulgaren schismatisch seien, andrerseits erklären sie, daß in derselben Stadt zwei orthodoxe Bischöfe nicht residieren können.“ Dieser Patriarchisten- und Exarchistenstreit hat schon seit längerem seine kirchliche Maske verloren, und in Mazedonien hat er sich zu einem rasenden nationalen Kampf verwandelt, wo das unschuldige Menschenblut in Strömen fließt. Die türkische Regierung hetzte alle Völker gegen einander, um im trüben Wasser besser zu fischen. Nun ist hoffentlich diese mörderische Politik vorbei. Das Bluts- und Abstammungsrecht muß maßgebend sein: von diesem Standpunkte aus steht das Recht wesentlich auf der Seite der Bulgaren.

Auf die anderen kleinen orientalischen Kirchen, von denen ich noch ausführlicher sprechen werde, hat die Konstitution geringen Einfluß gehabt.

H T

Verschiedenes

Die innere Entwicklung der deutschen Gemeinschaftsbewegung in den Jahren 1906 und 1907. Von Paul Fleisch, Pastor coll. in Hannover-Herrenhausen. Leipzig, Wallmann 1908. 124 S. 1,80, gebunden 2,50 Mk.

Als „eine Art Fortsetzung“ seiner Schrift: Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland, die wir im vorigen Jahrgang (1907, 35, 852) angezeigt haben, läßt Fleisch jetzt dieses Bändchen erscheinen. Wie jene Schrift, so betont der Verfasser im Vorwort, eine historische Arbeit, nicht eine Streitschrift sein wollte, so auch diese. In der Tat, nicht der Polemiker, sondern der Historiker hat auch in diesem Bande die Feder geführt. Wir danken ihm das besonders. Und ich meine, auch die Anhänger der Gemeinschaftsbewegung sollten ihm dies danken. Aber man scheint bezeichnender Weise auf Seiten der Gemeinschaft Fleischs Schriftstellerei ganz zu übersehen. Er beklagt sich im Vorwort der neuen Schrift darüber, daß ihm aus den Gemeinschaftskreisen trotz seiner früher geäußerten Bitte „mit wenigen Ausnahmen“ keine berichtigenden oder ergänzenden Zuschriften zugegangen seien. Auch die Presse jener Kreise scheint Fleischs Buch ganz mit Stillschweigen übergangen zu haben. Die „Sabbathklänge“ z. B. haben wenigstens im Jahrgang 1907 darüber kein Wort gesagt. Auch Fleisch selbst spricht nicht von Anzeigen seiner Schrift. Warum setzt man sich mit einem so ruhigen und freundlichen Kritiker nicht ernstlich auseinander?

Wenden wir uns der vorliegenden Schrift selbst zu, so zerfällt sie in zwei Kapitel. Das erste behandelt „Die Entwicklung der Gemeinschaftsbewegung infolge der Erweckung von 1905“ (S. 1—39). Es setzt damit ein, festzustellen, daß die erhoffte Erweckung, nach dem Muster der Erweckung von Wales, im Jahre 1906 nicht eingetreten, daß aber die Erweckung des Jahres 1905 nicht ohne weitreichende Nachwirkungen geblieben ist. Fleisch sieht als wichtigste Folge dieser Erweckung „eine gewaltige Stärkung des darbystischen Flügels der Gemeinschaftsbewegung“ an und eine weitere Verbreitung der darbystischen Gedanken selbst bis in die so besonnenen altpietistischen Kreise hinein. Was Fleisch schon in seinem ersten Buch feststellen konnte und was er dort prophezeit hat, das Anwachsen des darbystischen Geistes, das hat die weitere Entwicklung als richtig erwiesen. Erst von dieser darbystischen Grundrichtung aus wird es verständlich, warum sich im Jahre 1907 in den Gemeinschaftskreisen das Zungenreden und die verwandten ekstatischen Erscheinungen so rasch und so weit verbreiten konnten. Der Darbysmus will die „Brautgemeinde“ Christi sammeln, die ihm bei seiner nahe bevorstehenden Wiederkunft „entgegengerückt“ werden wird. Diese Gemeinde soll aber mit all den Gnadengaben ausgestattet werden, die die erste christliche Gemeinde hatte; dazu gehört natürlich auch das Zungenreden. Dieser interessanten Erscheinung (vgl. in der Christl. Welt 1908 Nr. 10. 11. 12) wendet sich das zweite Kapitel zu: „Die Gemeinschaftsbewegung und das Zungenreden im Jahre 1907“ (S. 40—122). Es ist die ausführlichste und beste Darstellung dieser Erscheinung und ihrer Rückwirkung auf die Gemeinschaftskreise, die wir bis jetzt haben. Besonders wertvoll aber erscheint mir der Schlußabschnitt: „Ergebnisse und Ergänzungen, Urteile und Folgerungen“ (S. 112—122). Hier zeigt sich die besonnene, weitherzige und doch klare Auffassung all dieser Erscheinungen, die Fleisch schon früher bewährt hat, wieder in erfreulichster Weise. Er stellt unter Andern fest, daß die beiden letzten Jahre in der Gemeinschaftsbewegung eine Verbreitung und Betonung der Dämonologie gebracht haben, die „haarscharf“ an Aberglauben grenzt. Ferner hebt er hervor die immer stärker werdende Bedeutung der angestellten Gemeinschaftspfleger und deren immer deutlicher heraustretenden, auf Halbbildung beruhenden Hochmut. Sodann macht Fleisch auf das geradezu tragische Schicksal von Männern wie Dieterich aufmerksam, der jetzt zu seinem Schrecken sehen muß, daß in dem von ihm gegrabenen Kanal eine Flut herandringt, die das, was er gewollt und gebaut, wieder zu zerstören droht. Denn immer mächtiger breitet sich der darbystische Geist, den ein Mann wie Dieterich rund ablehnt, auch in den altpietistischen Kreisen aus. Es wird Zeit, daß diese aufwachen und die Gefahr selbst erkennen. Aber Fleisch hat wenig Hoffnung, daß dies geschehen werde.

Zum Schluß kann ich mir nicht versagen, einige Sätze aus des Verfassers Feder vollständig herzusetzen: „Denn, das sei noch einmal ausdrücklich betont, nicht dagegen ist von lutherisch-landeskirchlichem Standpunkt Etwas einzuwenden, daß ernste Christen persönliche Gemeinschaft pflegen, sondern nur gegen den Typus des Christentums, den die Mehrzahl der Gemeinschaftschristen in Wirklichkeit vertritt, und der der englisch-dissenterische .... ist.“ Sodann: „Wir wollen sie (die irrenden Christen der Gemeinschaftsbewegung) doch in praxi besonders dadurch bekämpfen, daß wir arbeiten mit aller Kraft für die Durchdringung unseres Volkes mit dem gesunden Typus des Christentums, den uns Luther wieder kennen gelehrt hat. Ob nicht viele Gemeinschaftschristen sich nicht der radikalen Strömung geöffnet hätten, wenn sie jemals echtes Christentum des lutherischen Typus kennen gelernt hätten?“ Ganz meine Meinung! Aber wie sollen unsre Laien lutherische Frömmigkeit kennen lernen, wenn viele, sehr viele unsrer Pfarrer selbst an Luther ganz achtlos vorübergehen?

Die Wünsche, die ich in meiner Anzeige des früheren Buches von Fleisch auszusprechen mir erlaubt hatte, hat er nicht erfüllt. Nur im ersten Kapitel ist er durch Sperrungen im Druck unsrem Auge in wohltätigster Weise zu Hilfe gekommen. Dennoch wage ich in aller Bescheidenheit ihn auf jene Wünsche nochmals hinzuweisen.

Paul Drews

Ueber Pfarrer Kutters Christentum und Sozialismus. Laiengedanken eines Apostaten von Adolf Teutenberg. Zürich, Art.istisches Institut Orell-Füßli 1907. 172 S. 2 Mk.

Unser Amt in unserer Zeit. Mit Rücksicht auf Kutters Buch „Wir Pfarrer.“ Von Pfarrer Friedrich Oehninger. Evan-

gelische Gesellschaft St. Gallen 1908. 49 S. 1,80, gebunden 2,50 Fr.

Der Pfarrer und die soziale Frage. Von Lic. G. Traub. Praktisch-theologische Handbibliothek, herausgegeben von Lic. Niebergall. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1907. 134 S. 2, gebunden 2,60 Mk.

Ueber Bücher wie das Kuttersche „Wir Pfarrer" sollte man nichts schreiben. Es ist ja leicht, Kritik daran zu üben. Jeder wird nicht nur Einiges, sondern Viel auszusetzen haben. Propheten sind leicht zu kritisieren und der Uebertreibung zu zeihen. Aber das tue jeder für sich. Nur schwäche man den Eindruck, den das Kuttersche Buch machen muß, nicht ab durch „Widerlegungen." Man erreicht damit höchstens dies, daß gerade solche, denen die Beachtung der Kutterschen Mahnungen recht heilsam wäre, mit noch mehr Schein des Rechts sich darüber hinwegsetzen zu können meinen. Wem das Buch nichts mehr zu sagen hat, weil er bisher schon im Sinne Kutters lebte und handelte, der mag es beiseite legen. Aber die Andern, und das sind doch wohl weitaus die Mehreren, sollen es lesen, immer wieder lesen und darnach tun.

Das war unsere Anschauung noch vor der Lektüre der Schriften von Teutenberg und Oehninger. Durch die Lektüre erwies sie sich als richtig. Die beiden Schriften zeigen deutlich, wohin man kommt, wenn man einzelne Aussprüche Kutters herausnimmt und nun zu widerlegen anfängt, sei es, wie Oehninger es tut, mit Bibelsprüchen, oder wie Teutenberg, mit Worten Goethes. Man überhört darüber das Grundmotiv der Kutterschen Ausführungen: „Wir brauchen den lebendigen Gott", und übersieht, was er als Beweise anführt für die von ihm tief beklagte Tatsache: „Wir haben den lebendigen Gott verloren", und welchen Weg er angibt, auf dem Gott wieder gefunden wird. In diesen großen Punkten muß man mit Kutter übereinstimmen, um nicht seine sämtlichen Ausführungen für maßlose Uebertreibungen zu halten. Das wird besonders deutlich an Teutenbergs Schrift. Es erübrigt, über diese viele Worte zu verlieren. Oehninger hat Recht, wenn er sagt: „Teutenbergs Schrift scheint ursprünglich eine Arbeit über Goethe gewesen zu sein, die er aktueller machte dadurch, daß er Kutters Namen vorsetzte." Er nennt sich einen Apostaten Kutters; jedenfalls kennt er jetzt überhaupt nur noch den einen Maßstab: Ist es im Sinne Goethes, des neben Spinoza vielleicht ersten großen Erfüllers des Gesetzes Christi (!)? Da muß natürlich Kutter — wie alle sozialistischen Agitatoren — „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl verstummen." Denn Kutter gefällt sich ja in der Rolle des Märtyrers, er redet davon, daß der Pfarrer Ernst machen müsse mit dem Kreuz Christi, er redet davon, anstatt daß er sich den Goethe-Schillerschen Heroismus des Schweigens aneignete und wie diese schweigend das Leiden ertrage. Wenn dann der Verfasser nach langen Betrachtungen über Goethe und Schiller schließlich anstatt der Kutterschen Verkündigung des Reiches Gottes als des Heilmittels für die sozialen Schäden unter Anderm auch den Goethe-Schillerschen Freundschaftsbund als Botschaft des religiösen und sozialen Friedens empfiehlt, dann fragt man sich doch, ob er nicht auch schon als Jünger Kutters seinen ehemaligen Meister so gründlich mißverstanden hat wie jetzt. Das Vertrauen zu seiner Urteilskraft wird nicht bestärkt, wenn man Sätze liest wie den: „Ein Nichttheologe kann nur geltend machen, daß nach seinen aus einer oberflächlichen Beschäftigung mit der Leben-Jesu-Forschung gewonnenen Eindrücken alle Meinungen über Jesus, alle Auffassungen seiner Lehren und Worte in das große Reich der Hypothesen gehören."

Oehningers Schrift kann hier nur in Betracht kommen, soweit sie sich mit Kutter beschäftigt. Die pastoral-theologischen Winke, die er außerdem gibt zur „positiven Stärkung" der Amtsbrüder, sind so allgemein und großenteils selbstverständlich, daß sie ihren Zweck kaum erreichen. Daß dafür 3. Mose 21, 16—24 zu Grunde gelegt wird, mutet recht seltsam an. Kutters Buch hält er ja auch für eine Weckstimme für den geistlichen Stand, die Gehör verdient, aber schließlich ist seine Stellung zu Kutter doch ablehnend. Gewiß ist er im Recht, wenn er auf die von Kutter verkannten, in der Gemeinde noch wirksamen Kräfte hinweist, oder wenn er dessen Auffassung von Jesu Stellung zu Reich und Arm bekämpft. Aber auf die Hauptanklagen Kutters geht er nicht ein. Und es wäre gerade interessant, wie er sich z. B. zu der Behauptung stellt, „daß der Strom des Lebens an der Kirche vorüberrauscht", und zwar nicht durch die Schuld der „Unkirchlichen", sondern der „Kirchlichen". Oehninger würde wohl, aus sonstigen Bemerkungen zu schließen, den größern Teil der Schuld der „Welt" zuschreiben. Hier liegt auch eine wesentliche Differenz zwischen ihm und Kutter, daß er streng unterscheidet zwischen Gott und Welt, Evangelium und Leben als zwei Größen, die Nichts miteinander zu tun haben — denn der Christen Gemeinwesen ist im Himmel —, während Kutter gerade die Geringschätzung der materiellen Fragen, den Wunsch, immer nur den Seelen Nahrung zu bieten, bekämpft und die Durchdringung aller Dinge mit den Kräften des Evangeliums fordert. Natürlich möchte auch Oehninger Manches in der Kirche beseitigt sehen, z. B. die unberechtigte Rücksichtnahme auf die Reichen, ferner den Wissensstolz, die Heuchelei in der Liebestätigkeit. Aber bei ihm handelt es sich schließlich um nicht mehr als um Beseitigung einiger schädlicher Seitentriebe, wogegen Kutter die Wurzel geheilt wissen will. Sobald das gelungen wäre, sobald Gott wieder lebendig wäre unter uns, so bald wäre weit mehr erreicht als Oehninger erreichen will. Da würden dann ganz von selber die Götzen hinsinken, als da sind Ehrsucht, Egoismus in der Frömmigkeit, Mammonsdienst, all die Kompromisse, die das Christentum bisher mit den Mächten der Welt geschlossen hat, mit dem Staat, der nur dem Namen nach christlich ist, mit der christlichen Gesellschaft, in der die Reichen dominieren und die Armen unterdrückt werden, mit dem Privatleben, in dem Alles Kultus der eigenen Seele ist. Und vor allem würden die Predigten wieder Wirkungskraft bekommen und könnten unserer für Hilfe empfänglichen Zeit wieder das bieten, was sie braucht: nicht tote doktrinäre Moral, sondern das Evangelium Jesu von der verzeihenden Vaterliebe Gottes.

Daß Kutters Wünsche und Forderungen Wirklichkeit würden, wer wünschte das nicht? Etwas können und müssen wir ja wohl dazu beitragen, daß sie es werden. Aber was er schließlich als das einzige Heilmittel für die Schäden in unsrer Kirche und Amtsführung erkennt, den lebendigen Gott, das können wir uns nicht geben. Wenn es auf ihn ankäme, müßten die Pfarrer alle Propheten sein. Und das ist sein Fehler, daß er vergißt — obwohl er es selber gelegentlich ausspricht — daß sich keiner selber zum Propheten machen kann. Solange aber die Pfarrer das nicht sind, solange können sie auch nicht plötzlich eine völlige Umwandlung der bestehenden Verhältnisse, „eine prinzipielle Frontveränderung" herbeiführen, sondern müssen sich begnügen damit, daß sie mit ihren bescheidenen Kräften zu bessern suchen, was zu bessern ist. Dazu gehört aber vor allem, was freilich ganz gegen Kutters Geschmack, daß sie sich energisch mit der sozialen Frage beschäftigen. Eine treffliche Anleitung zur sozialen Betätigung gibt Traub. In knappen, aber äußerst klaren Zügen bespricht er den Einfluß der sozialen Bewegung auf die Amtsführung des Pfarrers im allgemeinen, auf die Anforderungen, die die soziale Bewegung an die Ausbildung des Pfarrers stellt, an die Predigt, den Unterricht, die Kasualien und an die kirchliche Verwaltung. Wohl die meisten jungen Geistlichen werden bald nach ihrem Eintritt ins praktische Amt die gerade auf dem sozialen Gebiet ganz mangelhafte Vorbildung zu beklagen gehabt haben und mit Traub es als eine Pflicht auch schon des Studenten betrachten, daß er sich, wenn auch nur theoretisch, mit der Not des Volkes beschäftige. Bei dem Kapitel „Kasualien" verweist Traub auf das in derselben Sammlung erschienene Bändchen von Niebergall. Er hätte aber doch gut getan, gerade das bei den Kasualien besonders zu Tage tretende unsoziale Gebahren der Kirche herauszustellen und auch hier zu betonen, daß die Kirche mit der sozialen Entrüstung zuerst bei sich selber anfangen müsse. Der zweite Teil des Büchleins behandelt die Haltung des Pfarrers zu den bestimmten Einzelfragen sozialer Art und zu den sozialen Ständen. In den Ausführungen über das Kapital zeigt sich eine gerechtere Beurteilung als bei Kutter, der die Berechtigung, ja Notwendigkeit des Kapitals verkennt. Traub unterscheidet zwischen produktivem und unproduktivem Kapital, erkennt in ersterem eine gewaltige Kraft der Produktivität, bekämpft das letztere als unberechtigt und mit dem Geist des Neuen Testaments nicht vereinbar. So kann Traubs Buch Jedem gute Dienste tun und ist vorzüglich geeignet, zu weiterer Beschäftigung mit der sozialen Frage anzuregen.

Zum Schluß noch ein Wort zu Kutters „Wir Pfarrer." Ein Jahr etwa ist seit seinem Erscheinen verstrichen, und von den meisten ist es wohl schon wieder vergessen, auch von solchen, die sein Erscheinen einst freudig begrüßten. Und doch sollte Jeder, dem die Not der Zeit, der Kirche und der eigenen Amtsführung am Herzen liegt, immer wieder zu ihm greifen. Auch die, die mit den sozialen Anschauungen Kutters nicht übereinstimmen. Das Soziale ist an dem Buch Nebensache. Es muß in erster Linie vom religiösen Standpunkt aus betrachtet werden, Kutter nicht als Politiker, sondern als Christ gehört werden. Da wird man ihn dann verstehen als einen, der so reden muß, weil er innerlich dazu getrieben wird, und wird selber trotz aller Kritik erfaßt werden von den ernsten Wahrheiten, die ein Prophet hier verkündigt. J. Sammetreuther

Kleine Mitteilungen. Zu unsrer Bemerkung über konfessionelle Wandlungen in Bosnien und der Herzegowina in voriger Nummer wird uns von kundiger Seite geschrieben: Von einer systematischen Katholisierung Bosniens durch die Regierungsbehörden kann in der Tat nicht die Rede sein. Bosnien ist bisher von Oesterreich-Ungarn, nicht von Oesterreich allein verwaltet worden, und das Mitreden der transleithanischen Reichshälfte kam einer paritätischen Behandlung aller Religionen im Okkupationsgebiet zu gut. Auch die Moslims und die Orientalisch-Orthodoxen („Serben") haben in ihrer kirchlichen Organisation solche Fortschritte gemacht, wie sie den Katholiken nachgezählt werden. Wir Protestanten vollends haben garnicht zu klagen. Gab es doch vor zwanzig Jahren noch so gut wie keinen Evangelischen im Lande, während jetzt vier blühende Pfarrgemeinden mit einem reichen Kranz von Filialen, und zwar deutschen Dorfgemeinden, vorhanden sind, die sich großer finanzieller Unterstützung durch die bosnische Landesregierung erfreuen. Aus der offenkundige Konflikt, in den die Behörden mit dem Erzbischof Stadler von Serajewo gerieten, als dieser durchaus nicht von der Proselytenmacherei unter den Mohamedanern lassen wollte, ist ein Beweis für die Unparteilichkeit der Regierung. Hoffentlich bleibt es bei dieser auch nach der Annexion der beiden schönen Provinzen. —

Am 20. d. ist in Steglitz bei Berlin Althoff gestorben. Man braucht keinen Vornamen zu nennen, keinen Titel, jedermann kennt ihn. Zum mindesten in unserm Leserkreise. Einer der wenigen Männer von überragender geistiger Begabung, die wir im preußischen Beamtentum der letzten Jahrzehnte gehabt haben. Vielleicht der bedeutendste seit Bismarcks Abgang. Kein Minister, aber ein Ministerialdirektor, der über sein Ressort hinaus dirigierte. Geliebt und gehaßt, bewundert und verachtet. Man streitet, ob er mehr die Professoren

verdorben hat, oder die Professoren mehr ihn. In der Tat ist er oft brutal mit ihnen umgesprungen als mit einem kleinen Geschlecht. Er hat dabei manch einem wackern Mann und zuweilen auch einer guten Sache Unrecht getan. Doch hat er Widerspruch und Widerstand vertragen und sich bei allem gelegentlichen Zynismus, wenn man ihn näher kannte, als Idealisten erwiesen. Vielleicht verdankt ihm trotz allem die Wissenschaft, die Wissenschaft in Preußen, und auch die theologische Wissenschaft nicht wenig. Wo die fortschrittlichen und zukunftsreichen Elemente der Theologie lagen, wußte er; aber der Realpolitiker rechnete mit allen Mächten und Einflüssen. Was seine Aera im Kultusministerium wert war, kann erst der Vergleich herausstellen, den die kommende ermöglichen wird. Denn trotzdem er schon seit Jahr und Tag abgegangen ist, die Aera, die der seinen folgt, beginnt erst mit seinem Tode. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 9. November 8 Uhr evangelisches Gemeindehaus St. Georg Rostockerstr. Ecke der Stiftstr.: Prinz Emil von Schönaich-Carolath und sein Verhältnis zum Christentum. Pastor Dr. Heinrich Seyfarth-Fuhlsbüttel.

Magdeburg. Mittwoch 4. November 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr 1: Besprechung über Jesu Persönlichkeit, psychologische Studie von Dr. Weidel, Halle a. S. bei Marhold.

Stuttgart. Montag 2. November 1/2 8 Uhr im Herzog Christoph: Glaube und Dogma. Prof. Dr. Lic. Faut.

Freunde evangelischer Freiheit Mittelrheingruppe. Dienstag den 3. November, abends 8 1/2 im südlichen Saal der Städtischen Festhalle zu **Coblenz** Oeffentlicher Vortrag von Pfarrer Lic. Traub-Dortmund: Was tut unserer Kirche not? Eintritt für Mitglieder frei. Den Nichtmitgliedern wird ein Eintrittsgeld von Mk. 0.20 zur Deckung der Saalmiete erhoben.

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 43. 15. Hauptversammlung des Sächsischen Lehrertages — Europäischer Baptisten-Kongreß — Die Synode der deutschen Brüder-Unität 1908 — Staatszuschüsse an die Preußische Evangelische Kirche — Verschiedenes

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 10. Heidenmission, die Antwort des Glaubens auf die Religionsgeschichte. Vortrag, am 1. Oktober 1908 gehalten in der Generalversammlung zu Breslau von Prof. D. Martin Rade in Marburg — Unsere 24. Jahresversammlung in Breslau — Eröffnungsansprache, am 1. Oktober in der öffentlichen Generalversammlung gehalten von D. Kind — Literatur — Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Eine große Organisation in einer Universitätsstadt Mitteldeutschlands sucht einen **wissenschaftlichen Hilfsarbeiter.** Historisch gebildete Persönlichkeiten, die unter Umständen Zeit zur eigenen weiteren wissenschaftlichen Arbeit finden können, wollen sich melden unter **B H** bei dem Verlag dieses Blattes.

Wir möchten gern zum 1. Januar oder 1. April ein **feingebildetes,** gesundes, schaffensfreudiges **Mädchen** im Alter von 16 bis 18 Jahren in unser Haus aufnehmen, am liebsten Vollwaise, um ihr völlige Tochterstellung und dauernde Heimat geben zu können und sie nach 2—3 jähriger Ausbildung in unserem vielseitigen Haushalt auf einen Lebensberuf eigenster Wahl hinzuleiten. Taschengeld gewährt. Tüchtiges Dienstmädchen vorhanden. Ausführliche Auskunft erbeten und gegeben. **Pastor Ranft, Eisenberg, S.-A.**

Neuer Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Christus und der Fortschritt. Eine Besprechung von Zeitfragen von **P. J. Burrell.** Aus dem Englischen übersetzt von Graf H. von Hallwyl. 3 M., geb. 3,75 M.

In ungezwungener Weise, auf schriftgemäßem Grunde bauend. bespricht Verfasser moderne Zeitfragen in solch schöner Sprache, daß man nicht müde wird, seinen Worten zu lauschen. Ein ausgezeichnetes, anregendes Buch.

Schriftglaube und Heilsgewißheit. Vorlesungen von Prof. D. **E. Schaeder.** 1,20 M., geb. 1,80 M.

Damen geb. Stände (20—30 J.), die als **Schwestern** in der **Volkspflege** (Volkserziehung und -Bildung, Fabrikpflege) beruflich tätig sein möchten, vermittelt der

Diakonieverein „Arbeiterinnenfürsorge“

Dieringhausen, (Bez. Cöln a. Rh.)

Ausbildung für praktisch-soziale Arbeit (evtl. unentgeltlich) im **Volkspflegeseminar Dieringhausen.**

Damen von 16 Jahren an bietet das Seminar mit Kochschule, Nähstube, Garten und Kindergarten gründliche **Vorbildung** für den Pflichtenkreis **der Hausfrau und Mutter.** Pension incl. Unterricht jährlich 800 Mk., 1/2 jährlich 500 Mk. Geprüfte Lehrkräfte.

Prospekte und Satzungen durch den Vorstand des Vereins.

Florenz Deutsch - Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.**

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Billige Papiere

100 Bogen Conzeptpapier . . .	2.—M.
500 „ Canzleipapier, ...	3.— „
500 Stück Dienstcouverts	1.50 „
500 Bogen Billetpapier „Rose“	1.25 „
500 Stck. Billetcouverts, blau gef.	1.50 „
500 „ Correspondenzkarten .	.30 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 36

Katalog und Muster gratis und franko

Man verlange **Probenummern** vom Verlag der Christlichen Welt.

R u G

Mit dem soeben erschienenen 4. Hefte von **Religion u. Geisteskultur** (Herausg. Lic. Th. Steinmann) ist der 2. Jahrgang dieser Zeitschrift (jährl. 6 M) fertig geworden. Immer stärker macht sich heute gegenüber der fortschreitenden Popularisierung des Monismus die Notwendigkeit einer philosophischen Durchdringung des religiösen Gebietes fühlbar. Hierbei mitzuwirken ist die Aufgabe von „Religion u. Geisteskultur“.

Der 2. Band steht zur Ansicht zur Verfügung. Probehefte kostenfrei.

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht

Neu! Soeben erschien: Neu!

Der Pfarrer und die christliche Liebestätigkeit

Von **W. Zöllner,** Generalsuperintendent von Westfalen

Nebst einem Anhang: Weibliche Diakonie für die Ausland-Diaspora. — Helferinnen in der ländlichen Krankenpflege.

Preis 1 Mark

Dieser Vortrag wurde auf dem Pfarrertag in Dortmund mit großem Beifall aufgenommen.

Stiftungsverlag in Potsdam

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein
für evangelisch-kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bietet **ernst gesinnten evangelischen Frauen und Mädchen** mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren **unentgeltliche Ausbildung** (incl. Wohnung und Beköstigung) zur **selbständigen Berufsstellung als Diakonieschwestern** in der evangelisch-kirchlichen Gemeinde- und sozialen Wohlfahrtspflege.

Zweijähriger Kursus. (1 Jahr Ausbildung im Volkspflegeseminar in Dieringhausen, 1 Jahr Ausbildung in der Krankenpflege.)

Eintritt kann **ev. sofort** erfolgen.

Desgl. bildet der Rhein.-Westf. Diakonieverein **ernst gesinnte evangelische strebsame junge Männer** mit guter Volksschulbildung im Alter von 18—25 Jahren **unentgeltlich** (unter Gewährung von freier Wohnung und Beköstigung) **zu Gemeindehelfern,** Jugendhelfern, Erziehungsgehülfen etc. aus.

Dreijähriger Kursus in der Diakonenschule (Waisenheim) zu Wolf a. d. Mosel. Eintritt erfolgt ev. am 1. Oktober cr.

Anfragen und **Anmeldungen** sind portofrei unter Beifügung des Rückportos an den Vorsitzenden des Vereins, **Pfarrer Heim in Lennep** (Bez. Düsseldorf) zu richten.

Der Anblick
unserer neuesten Fahrräder
ist für jeden Laien und Kenner
ein Hochgenuss.

Alles was zu einem Rade gebraucht und zu einer Radtour benutzt wird, enthält unser vornehm ausgestatteter Katalog, der Jedermann auf Verlangen zugesandt wird.

Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 178.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Das diesjährige Weihnachtsbuch der „Freunde der Christlichen Welt“ befindet sich unter der Presse und erscheint rechtzeitig vor dem Feste:

Morgenandachten für das ganze Jahr

Dargeboten von Freunden der Christlichen Welt

Broschiert ca. Mk. 5.— Gebunden in Leinwand ca. Mk. 6.50. In Lederband mit Goldschnitt zu entsprechend höherem Preise.

Seit verlautete, daß die „Freunde der Christlichen Welt“ ein Andachtsbuch vorbereiteten, ist unablässig von allen Seiten gefragt worden: Wann wird es fertig? — In Bälde wird nun das Verlangen in Erfüllung gehen und dieses **schlicht erbauliche und doch geschmackvolle Buch** in den Buchhandlungen und beim Verlag zu haben sein. Allen den Vielen aber, welche dasselbe sich oder ihren Freunden und Angehörigen auf den Weihnachtstisch legen wollen, sei **dringend geraten, sich schon jetzt soviel Exemplare, als sie brauchen, durch umgehende Bestellung zu sichern.**

Aus dem Vorwort des Herrn Professor Rade:

In diesem Buche hat eine ganze Schar — Leute, die sich zum Teil gar nicht von Angesicht kennen, zum Teil nicht dem Namen nach — von dem Ihren beigesteuert, der eine viel, der andere wenig, in der Zuversicht, daß das Ganze doch manchem ein Gehilfe seiner Freude und Ehrfurcht werden könne, wenn er des Morgens mit seinem Gott reden will.

Ich denke, die Gemeinsamkeit des Geistes ist da, die zum Gelingen nötig war. Im übrigen sind es Geister von gar verschiedenem Sein und Sinnen, die da ein jeder seine Gabe bringen.

Wir fahren gleichsam alle zusammen auf einem Schiff um die Erde. Verfasser und Leser oder Zuhörer. Die Fahrt dauert dreihundertfünfundsechzig Tage, oder wenn es ein Schaltjahr ist, dreihundertsechsundsechzig. Und jeden Morgen früh ruft uns das Signal zur gemeinsamen Andacht. Da tut nun heute der eine, morgen der andere uns seinen priesterlichen Dienst. Mancher auch ein paar Tage hintereinander. Es trifft uns nicht jeder, wie wir gerne getroffen sein möchten. Aber ein anderer dafür umso tiefer. Und keiner doch redet so, daß wir uns nichts daraus nehmen könnten. Und mit allen spüren wir eine innere Gemeinschaft. Nachdem die dreihundertfünfundsechzig Tage vorüber sind, ist es uns wie ein Erlebnis, daß wir dies gehabt haben. . . .

Ingeborg Maria Sick
Von Erde bist du genommen.
5 Novellen: Bärbel – Im Land Tirol. – Kassian Zinglers Herz. – Käthi von Goldwin. – Der Letzte des Geschlechts. – Deutsch von Pauline Klaiber.
Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart

Preis fein gebunden M 5.–

Pfarrstelle in Bukarest

In der evangelischen Kirchengemeinde zu **Bukarest** ist eine der beiden coordinierten **Pfarrstellen** zu besetzen.

Die Anstellung erfolgt zunächst auf 3 Jahre mit gegenseitigem Kündigungsrecht und kann nach Ablauf dieser Zeit eine lebenslängliche werden.

Die Bezüge des anzustellenden Pfarrers sind folgende:

1. Ein monatliches Gehalt von anfangs Lei 300.—, das von 3 zu 3 Jahren um je Lei 10.— monatlich steigt; früher anderweitig im geistlichen Amte verbrachte Dienstjahre werden ebenfalls angerechnet. —
2. Eine monatliche Entschädigung von Lei 150.— als Ersatz für Stolargebühren.
3. Eine außergewöhnliche Zulage von monatlich Lei 72.—
4. Allfälliges Honorar für Lehrtätigkeit (zur Zeit Lei 72.— für 6 Unterrichtsstunden).
5. Erstattung der Unkosten für Her- und — wenn vor Ablauf von 3 Jahren eine Kündigung nicht erfolgt — auch für die Rückreise.

Es wird ihm ferner eine aus 4 Zimmern im Hochparterre, 2 Zimmern im Souterrain, Küche, Kammer, Boden und Keller bestehende Dienstwohnung zur Verfügung gestellt.

Er ist dazu verpflichtet, von Anfang an 5% seines Gehaltes an die Pfarrer- Witwen- und Waisen-Pensionskasse der Gemeinde zu zahlen, falls er nicht nachweist, daß er bereits in Deutschland für Pensionsberechtigung seiner Angehörigen gesorgt hat und zu diesem Zwecke regelmäßig Beiträge entrichtet.

Der Anmeldetermin läuft am 31. Oktober n. St. ab.

Anmeldungen sind zu richten an den **Evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin** oder unmittelbar an den **Vorstand der Evangelischen Gemeinde, Bukarest, Strada Luterana Nr. 10.**

Im Laufe des Oktober erscheint:

Hand-Agende

zum

Kirchenbuch für evangelische Gemeinden

von

Julius Smend

Gottesdienste — Handlungen — Krankenbesuch

Preis in Ganzleinen gebunden Mk. 3.50
„ „ Ganzleder „ Mk. 4.80

Dem allgemeinen Wunsche nach einer Taschenausgabe zu seinem Kirchenbuch ist der Verfasser nunmehr nachgekommen. Diese Handagende will zunächst den Bedürfnissen der Geistlichen bei Privathandlungen und beim Krankenbesuch dienen; doch sind für die sonn- und festtäglichen Gottesdienste (etwa im Filial) zusammengestellte Ordnungen schlichtester Art (Eingangswort, Gebet, Spruch nach der Lektion, Schlußgebet) vorangestellt worden. Das vorliegende handliche und gut ausgestattete Werk hat neben den beiden Bänden des Kirchenbuchs selbständigen Wert.

Straßburg i. E. Eduard van Hauten
Verlagsbuchhandlung
(C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung)

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten“
Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—950 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bomborn.**
Vorzügliche Referenzen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg